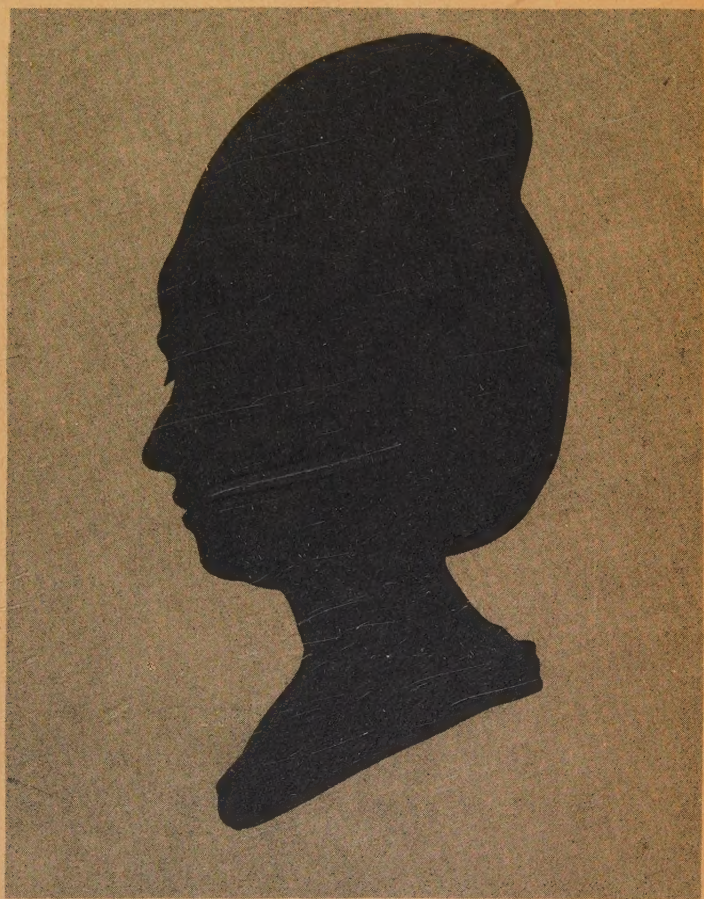


DEUTSCHE RUNDSCHAU

JAHRGANG
MEMBER 1935



RAUSGEGEBEN VON RUDOLF PECHEL
TER MITWIRKUNG VON PAUL FECHTER UND EUGEN DIESEL

INZELHEFT 1.50 RM

JÄHRLICH 15 RM

BIBLIOGRAPHISCHES INSTITUT AG. LEIPZIG

Deutsche Rundschau

GEGRÜNDET IM JAHRE 1874 · HERAUSGEGEBEN VON RUDOLF PECHEL IM
VEREIN MIT PAUL FECHTER UND EUGEN DIESEL · EINZELPREIS 1.50 RM.
Erscheint monatlich einmal am Monatsanfang · Jahresabonnement 15.— RM. für 12 Hefte zuzüglich orts-
üblicher Zustellgebühr bzw. Postüberweisungskosten · Zu beziehen durch jede Buchhandlung oder Postanstalt
SCHRIFTFÜHRUNG: BERLIN W 30 · MACKENSENSTRASSE 11

52. JAHRGANG

NOVEMBER 1935

INHALTSVERZEICHNIS

Die beiden Brüssel / Von Wilmont Haacke / Mit 8 Abbildungen	97
Der Fall Arnim / Von Paul Wiegler / Mit einem Bild	110
Klima, Boden und Rasse / Von de la Haule Marette	119
Goethes Vermächtnis / Von Wolfgang Goetz / Mit 9 Abbildungen	127
Das nomadisierte Europa / Von Peter Weber	137
Lebendige Vergangenheit: Graf Alessandro Manzoni / Mit einem Bild . .	143
Rundschau	147
Die Potenzierung der Völker · Explosionsgefahr · Verwirrung ringsum Universität in Graz · Kunstfreie Kunst · Gegen des Schwachsinn	
Kaffernland, Eine deutsche Sage / Roman / Von Hans Grimm	153
Literarische Rundschau	
Kings um die religiöse Frage / Von Joachim Günther	183
Von Helden, Narren und Liebenden / Von Edwin K. Wiechmann	185
Weihnachtsbüchertisch: Jugendbücher, Romane und Novellen. / D. R. . . .	187

*Der große Wurf in Werner Bergengruens
literarischem Schaffen:*

Der Großtyrann und das Gericht

Leinen RM. 5,80

Dieser Roman verbindet in außerordentlicher und seltener Weise das Dichteriſche mit einem ungewöhnlich spannenden Handlungsablauf. Bergengruen hat ſeit Jahren an dieſem Roman gearbeitet, und man kann heute ſchon vorausſagen, daß ſein Buch einen Aufſehen erregenden Erfolg haben wird. Der Mord, der in der italieniſchen Stadt Caſſano begangen worden iſt, ſtellt den Leiter der Sicherheitsbehörde vor eine Aufgabe, bei der er ſeinen ganzen Spürſinn entfalten muß — denn es geht auch um ſeinen eigenen Kopf. Der Stadtregent — der Roman ſpielt in der italieniſchen Renaissance — iſt eine Perſönlichkeit von ungewöhnlichem Format. In ihm erkennt man bald die eigentlich treibende Kraft der Handlung; die Geſchehnisse überſtürzen ſich, die ganze Stadtgemeinde ſcheint aus den Fugen zu kommen, bis zum Schluß das Geheimnis eine überraschende Aufklärung erfährt und zugleich menſchliche Größe über alle Verſuchungen triumphiert. In dieſem äußeren Rahmen eines aufregenden Geſchehens behandelt Bergengruen in meiſterhaften, ſcharf geſchliffenen Dialogen die tiefften Fragen allen menſchlichen Daſeins: die Frage nach der Herrſchaft, der Gerechtigkeit, des Opfers und der Sünde.

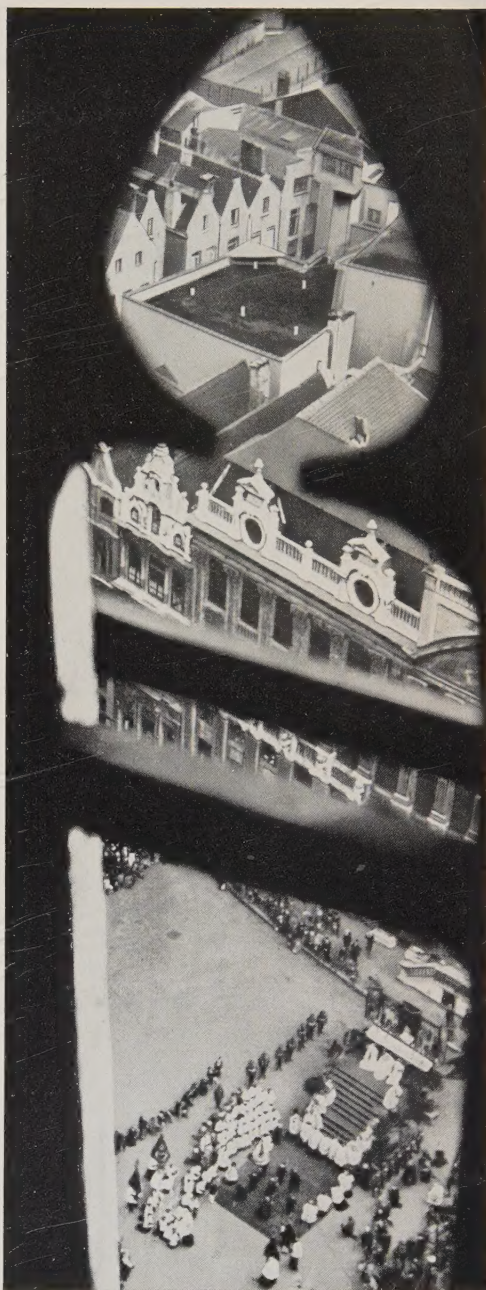
HANSEATISCHE VERLAGSANSTALT HAMBURG

DIE BEIDEN BRÜSSEL

VON
WILMONT HAACKE

Schlägt man das belgische Kursbuch auf, so ist eine der ersten Entdeckungen die, daß die Hauptstadt dieses kleinen, von Großmächten umarmten Landes an der Küste zwei Namen führt. Brüssels verschiedenen Bezeichnungen, denen man unterwegs auf jedem Bahnhofe unweigerlich wiederbegegnet, sind der vlämische Name Brüssel und der französische Name Bruxelles. In einem Lande, in dem fast die Hälfte der Gesamtbevölkerung Französisch sprechen kann, mehr als die Hälfte aber das auf diesen Boden gehörige Vlämisch wie selbstverständlich beibehält, muß die Residenzstadt notgedrungen zweinamig vor das Volk des Landes treten. Auf den Karten, die versuchen, einen ungefähren und vergrößerten Überblick über den Verlauf der Grenzen zwischen den Sprachen Frankreichs und der Niederlande in Belgien zu geben, liegt Brüssel mit seiner großstädtischen Einwohnerzahl genau am Rande des französischen Raumes und ragt weit in den vlämischen Sprachbereich hinein. Dies Bild trifft.

Wer womöglich den kleinen und leicht vorzunehmenden Versuch unternimmt, mit der Stadtkarte von Brüssel in seinen Straßen und eingegliederten Vororten herumzulaufen und sich überall unterwegs darüber Anmerkungen zu machen, wo man Französisch und wo man Vlämisch spricht, wird mit einem recht einfachen Ergebnis nach Hause kommen. Die Einwohnerzahl des eigentlichen Brüssel mit Einschluß seines Westens beträgt etwa



Blick durch ein Maßwerkfenster des Rathhausturmes auf einen Prozessionsaltar auf der Grande Place.

300 000 Einwohner, die das Brüsseler Französisch sprechen; eine mundartliche Abwandlung des Hochfranzösischen, die Pariser Professoren zum Ärger der »upper classes« von Brüssel als »bruxellois« oder »le parler belge« bezeichnen. Die Arbeiterschaft und der größere Teil der Mittelschichten wohnen verteilt in Teilen der Altstadt, hauptsächlich in den zahlreichen Vorstädten, deren Eingemeindung es Brüssel erlaubt hat, sich ernsthaft als Großstadt zu bezeichnen. Wie von vielen neueren Hauptstädten gilt auch für Brüssel Jean Paul Richters Regel: „Halte eine Residenzstadt nur für eine Kollekte von Dörfern!“ Diese neueingegliederten Massen, die Brüssels Einwohnerzahl auf die Summe von etwa 850 000 gehoben haben, sprechen Flämisch, nicht anders als sie es vor ihrer Zuwanderung aus Flandern und „Verstädterung“ in Brüssel gebrauchten. Baudelaire, der unter einer Reihe falscher, böserartiger Bemerkungen über Brüssel und Belgien in seinem Fragment über das ihm verhaßte Land auch einige den Kern genau treffende Worte hinterlassen hat, bemerkt über die Verwendung der zwei Sprachen in Brüssel: „Man kann hier nicht Französisch, niemand kann es, aber alle Welt tut so, als ob sie nicht Flämisch könnte. Das gehört zum guten Ton. Ein Beweis, daß sie es sehr gut können, ist der, daß sie ihre Dienerschaft auf Flämisch ausschimpfen.“

Diese Form der Zweiteilung der sprachlichen Umgangsweise läßt sich heute nicht anders als zu Baudelaire's Zeiten in jeder Ecke nachspüren. Auf den Boulevards, in den Cafés, im Theater führt man auf Französisch Konversation. Hinten in der zweiten Klasse der Straßenbahnen und der Busse bewegt der Mund flämische Brocken in behaglicher Breite. Die Kellner fragen den Gast auf Französisch nach seinen Wünschen und geben die Bestellung auf Flämisch in die Küche weiter. Und in vielen Hotels haben der Portier und der Empfangschef Lebensart genug, die ankommenden Engländer und Deutschen im gesungenen Französisch zu bewillkommen und sich dann in Anwesenheit des geduldig mit seinen Koffern wartenden Gastes in ihrer flämischen Muttersprache darüber zu einigen, wie sie den Ankömmling zum Höchstpreise in ein Dachzimmerchen abschieben. Dies sind die Vorteile der Zweisprachigkeit für die einheimischen Brüsseler. Der französische Dialekt der in Brüssel eingebürgerten Wallonen wie das niederländische Platt der Flamen dieser, ihrem Ursprunge nach flämischen, Stadt verbinden sich dem zugereisten Fremdling gegenüber zu einer Art belgischer Brüderlichkeit »inter muros«.

Ein auffälliges Zeichen dieser Zweisprachigkeit, die deren Vorhandensein am wirksamsten betont, sind die beiden Theater Brüssels, die man die Theater der beiden belgischen Völker nennen möchte. Mitten in der Stadt liegt das größere, von der amtlichen Presse mehr beachtete und vom Publikum, das sich zum »monde« rechnet, allein besuchte »Théâtre royal de la monnaie«. Ein paar darin verbrachte Abende zeigen auf der Bühne echtes Pariser Theater mit den geringeren Mitteln der Provinz. Die leichten Klimpereien



Die Silhouette der Stadt wird beherrscht von dem alles überragenden Justizpalast, dem gotischen Massiv der Kathedrale St. Gudule und dem spitzen Turm des alten Rathauses.

der Operette werden bevorzugt; man gewinnt Spaß an den schnellen Wortspielen des ewigen Salons, man beklatscht am liebsten dunkeläugige und blauhaarige Schauspielerinnen eines reiferen Jahrzehntes, die sich mit der galant übertriebenen Grazie der Vorkriegszeit bewegen; sie werfen tausend galante Rußhände und persönlich-scharmante Blicke in die ersten Reihen des Parketts und zaubern eine merkwürdige Schwüle hervor, die der zugereiste »jeune Allemand« als abgestanden, schal und sehr verstaubt empfinden muß, weil er keinen Sinn für diesen Zauber hat. Dabei wird ausgezeichnet gesungen und sehr gut getanzt.

Das königliche Theater zu Brüssel hat seine Überlieferungen. Mit Stolz zeigt es in seinen Gängen Bilder aus der Zeit, da die Duse, die Pawlowa, hier gastierten. Das Ballett führt pausenlos die gelungene Artistik von Spitzentänzen vor, wie sie heute in kaum einer anderen europäischen Stadt mehr gesehen werden dürften. Aber unter all dem Massenaufgebote von Schauspielern und Tänzerinnen läßt sich nicht ein einziger Körper entdecken, dem man die breiten Schultern und die schmalen Hüften und die gesunde Drahtigkeit ansehen könnte, die ein paar Stunden des sportlichen Abtobens auf einem grünen Fleck so leicht verschaffen. Es ist eine französisch gebliebene Form des Theaters, die ganz kühl läßt — und die merkwürdigerweise nicht einmal wie etwa die Bücher oder die Bilder der Epoche, die solches Theater sehr liebte, geschichtliches Interesse erweckt, aus dem beim Nachgehen so leicht Liebe werden kann.

Das flämische Theater Brüssels — die „Blaamsche Schouwburg“ ist mehr „Volksbühne“. Das geht aus seinem Spielplan und seiner Aufführungsart hervor: Bauernstücke mit Prügel szenen und derber Situationskomik, mit Gebrüll und Gelächter (wie sie auf den Bildern Pieter Breughels laut erklingen) überwiegen. Man denkt an ein plattdeutsches Theater in einer Küstenstadt an der Nordsee. Das Publikum hier ist einfacher und anspruchsloser, benimmt sich vielleicht nicht so mit betonter Eleganz, tändelt weniger auffällig mit dem Opernglas oder Madames Lorgnette. Aber es geht herzlicher mit.

Im französischen Theater sitzen alte Herren mit den gepflegten Bärten, ohne die ein höherer Beamter der westlichen, gallischen Staaten nicht zu denken ist, korrekt, schmal und fein, blaß — und ein wenig ausgesogen auf dem roten Polster der Ränge. Selbstverständlich blüht auf dem schwarzen Rock zur gestreiften Hose die winzige Rosette der Ehrenlegion, sicher warten der schwarze Hut und der schwarze Stock mit dem silbernen Griff in der Garderobe. Neben „ihm“ sitzt Madame in der prächtigen Erscheinung einer majestätischen Präsidentin. Ihrem Wuchs und ihrer gesunden Fülle sieht man noch wie allen Frauen in Brüssel, die auch damit den zwiefachen Charakter ihrer Stadt unfreiwillig bezeugen helfen, die bäurische Abstammung von Flanderns üppigem Boden an. Sie wären Vorwürfe für Rubens, zwängten sie sich nicht in die letzten „Modelle“ des »chie parisien«, auf den es in Brüssel immer noch anzukommen scheint, bemalten sie nicht ihre kindlichen Apfelpausbacken mit parfümierten und gefärbten Mehlen aus Paris. In Belgien ahmt die Frau der Gesellschaft, um mondän zu erscheinen, noch immer ein wenig zu sehr die Billigkeit der nächtlichen Pariser Straße nach.

Wie das ganze Land Belgien sich dem aufmerksamen Beobachter als eine Fülle ungelöster Widersprüche zwischen einer unheimlich reichen und höchstkultivierten Vergangenheit in all seinen alten Städten, seinen ergraute n Türmen und seinen nachgedunkelten und verschlafenen Kirchen und der zwar nicht untätigen, aber schließlich doch unschöpferischen Gegenwart offenbart, so geschieht das nicht anders in Brüssel, dessen Auftreten ja gewissermaßen verantwortlich für die Ansicht zeichnet, die man vom ganzen Lande erhält. Vielleicht ist seine Geschichte eine Entschuldigung für diese Tatsache? Europa hat jahrhundertlang zuviel in eine freie Entwicklung dieser Stadt hineingeredet. Seine Dynastien haben zu oft um Brüssel, die Stadt im ehemaligen Sumpfsgebiet des Tales der Senne, Krieg geführt. Das stimmt alles. Aber wer Brüssels Geschichtstabelle zur Hand nimmt, die tatsächlich ein kleiner Spiegel aller abendländischen Geschehnisse ist, aus deren Reigen Flandern niemals heraustrat, und mit ihrem allmählichen Nachobenklettern der Jahrhunderte den Fortschritt des Wachstums der Baukunst in Brüssel vergleicht, der kann als Ergebnis eigentlich doch nur feststellen, daß Brüssel, ehe es die Hauptstadt eines von fremden Gnaden autonomen Konstruktionsstaates Belgien wurde, trotz des ewigen Wechsels seiner Herren, eine in

Grenzen einheitliche Stadt von städtebaulicher Schönheit gewesen ist. Einerlei ob diese Stadt von den Patriziern oder den Zünften, von den Grafen von Löwen, den Herzögen von Burgund oder ein paar Bürgermeister oder von den Herren der Kirche befehligt wurde, gleichgültig, ob sie wechselnd den Habsburgern oder den Bourbonen, niederländischen Aufständischen oder französischen Revolutionären gehört hat: sie hat sich immer weiter folgerichtig entwickelt und nach schweren Schlägen wie nach dem Brande von 1695, einer Leistung Ludwigs XIV., wieder aufgerichtet.

Sie hat jahrhundertelang Charakter bewahrt. Brüssel war Brüssel, weil es in seinen gotischen Kirchen wie in seinen nordischen Häusern unter allem nachkommenden Reichtum der Renaissance und allem Überschwange des Barock seinen eigenen, heimatverwurzelten und bodenechten Charakter bewahrte, den man niederländisch, flämisch, flandrisch, vielleicht nordisch-deutsch sogar nennen könnte.

Es sind, wenn man zu einer knappen Formulierung der beiden größten Gegenätze, die aus dem Dasein Brüssels laut genug sprechen, kommen will, einmal der ewige und nicht zu überkittende Widerspruch zwischen dem wallonisch-französischen und dem flämisch-niederdeutschen Wesen und weiterhin der im Stadtbild so klar ausgeprägte Gegensatz zwischen dem alten, gewachsenen Brüssel und dem hochgeschossenen Neu-Brüssel. Erst das ganze Jahrhundert, das seit der Einsetzung Leopolds I. von Belgien aus dem Hause Sachsen-Koburg durch die Londoner Konferenz der Großmächte vergangen ist und das einen neuen selbständigen Staat auf der Weltkarte entstehen sah, hat Brüssels Gesicht, fast möchte man sagen, entstellt. Es hat



Das spätgotische Rathaus am Marktplatz (Grande Place) umgeben von den barocken Zunfthäusern.

ihm zwei Hälften gegeben, die nicht recht zueinander passen wollen. Brüssel lebt seit einem Jahrhundert mit seinen beständigen Neuanschaffungen und Neuplanungen in der ewigen Unruhe, die das Zeichen von Leuten ist, die zufällig in eine sehr viel höhere Gesellschaft hineingestolpert sind und nun mit allen Mitteln den anderen und vor allem auch sich selbst beweisen wollen, daß sie niemandem nachzustehen haben.

Seither ist Brüssels Bild ohne Einheitlichkeit. Bis zum Jahre 1830 hin hat es viele wechselnde Einflüsse mit Leichtigkeit vertragen, weil es ihnen immer nur wirksam zu werden erlaubte, wenn sie sich dem bisher Gewachsenen organisch einfügten.

Das alte Brüssel, dessen Volk in der Altstadt lebte, von deren heutiger Wandlung die einheimische Presse stolz in dem Worte „Citybildung“ spricht, war mit den Palästen hinter der Kathedrale Sainte Gudule auf der Höhe des Goudenberges, auf dem 977 schon die Burg der Grafen von Löwen stand, eine Einheit, die sich wohl verstehen ließ. Es bestand ein sinnvoller Zusammenhang, den man in anderen Städten ähnlich erkennt, wenn man sich beispielsweise an Dresdens Kirchen und Schlösser und deren schützende Verbindung mit den Häusern der Altstadt oder an Dom und Burg des Hradschins oberhalb der Prager Kleinseite erinnert.

Im Brüssel der Zeit vor 1830 hatten viele Jahrhunderte Platz. Sie konnten einander trotz ihrer verschiedenen Überzeugungen und ihrer in vielen Gebäuden ausgedrückten verschiedenartigen Weltanschauungen freundschaftlich vertragen.

Die Grande Place ist ein beredtes Zeugnis für solche Ansicht. Mitten in der alten Stadt träumt sie unberührt dahin. Auf dem Holperpflaster haben noch immer nach einem altverbürgten Vorrechte die Blumenfrauen ihre Stände. Die hellen Pitzschirme über den dicken buntbeschnürten Weibern auf weißen klappernden Pantoffeln zwischen Beeten aus Blumentöpfen geben dem alten Marktplatz die Farbe der Gegenwart und den heiteren Lärm des Lebens. — Sonst würde er allzusehr wie eine großartige Bühnendekoration für eine Egmontszene, nicht aber wie der wirkliche Schauplatz des Dramas von 1568 wirken. Die Hauptfront des Platzes nimmt das Rathaus mit seiner kostbaren und überladenen Fassade ein, aus deren langer Front der Turm zu seinem Glück und des Beschauers Freude nicht symmetrisch herauswächst. Die Fülle der angebrachten Schmuckstücke einzeln zu begreifen, ist ziemlich ausgeschlossen. Aber das einheitliche Grau der Steine erlaubt den Augen, auf dem silbernen Schimmer, der mit einer Feinheit wie alte Brüsseler Spitzen ausgearbeitet ist, langsam weiterzugleiten und dabei doch auszuruhen. Über der ausgedehnten Zierfront sticht ein langer, sehr feiner und fast nadel schlanker, gotischer Turm nicht ohne musikalische Koketterie in die Luft. Oben läßt der Erzengel Michael seit 1454 sein Schwert stehen und seine lange Fahne über Brüssel flattern. Trotzdem er die Fahne jahrhundertlang nach jedem Winde, ob er nun aus Spanien, von Frankreich, von Österreich oder Holland her wehte,



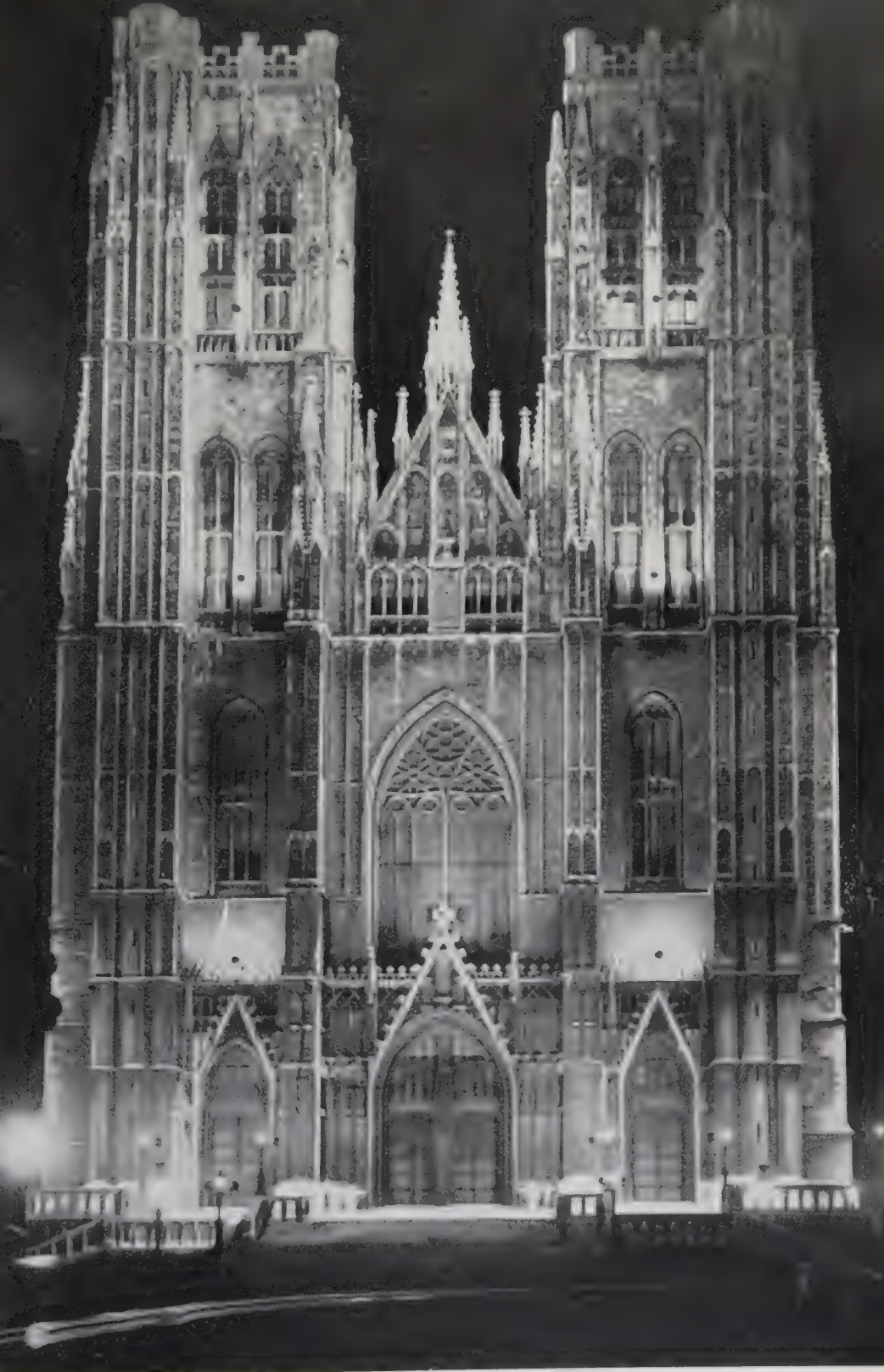
Vom Rathausurm überblickt man vollkommen die reichen Formen des um 1880 nach dem Muster des alten Baues neuerrichteten Brothauses (Maison du Roi) am Marktplatz.

opportunistisch genug drehte, hat er aufmerksam gewacht, daß Brüssel charakterfest als vlämische Stadt auf dem flandrischen Grün der Landschaft und seiner Flagge bliebe.

Heute hat er zwar noch seinen Posten da oben inne, aber sozusagen mehr ehrenhalber und ohne die Möglichkeit der Einflußnahme. Die bunten und leichten Fahnen der Alliierten, die einige Stockwerke tiefer neben der rot-grünen Flagge Brüssels und der rotgelbschwarzen belgischen Fahne aus den Fenstern wehen, haben ihn ausgeschaltet.

Dem Rathaus gegenüber prunkt das Brothaus mit einem ebenbürtigen Reichtum auf seinem steinernen Gewande. Karl V. ließ es neu erbauen. Es ist das Haus, in dem Graf Egmont und Graf Horn die letzte Nacht vor ihrer Hinrichtung verbrachten, ehe sie der dunkelbärtige Alba vor den goldenen Häusern umbringen ließ. Noch heute ist der Platz ein vollkommener Spiegel des Reichtums und des stolzen Standesbewußtseins, mit dem die Zünfte im „Herbst des Mittelalters“ überall in den nordischen Städten auftreten durften. Auf der Südseite des Marktplatzes von Brüssel besaßen die Metzger ihr altes Haus. Sie vertrugen sich gut mit den Brauern, die neben ihnen würdevoll hausten, um das Gastwirtsgewerbe einträglich zu gestalten. Auf der Westseite wohnten, wie sich das in dem Flandern des einst kriegstüchtigen Volkes von selbst verstand, die Bogenschützen mit den Zimmermeistern und den Schiffern in einer Front. Das Zunfthaus der Schneider mit seinem Reichtum und seinem aufgetragenen Golde verrät, daß die Meister dieses Berufes es schon damals verstanden, den brabantischen Edelherren mit ihren reichen Stoffen aus schweren Qualitäten doppelt und dreifach Maß für ein geschlitztes Gewand anzumessen.

Die Brüsseler von 1935 haben es fertiggebracht, obgleich das Innere ihrer Stadt noch so reiche Schätze der Vergangenheit enthält, Teile des alten Brüssel auf der Weltausstellung neu aufzubauen, wie sie ausfähen, ehe man sie am Ende des 19. Jahrhunderts aus einem reichlich verspäteten Wunsche, hygienisch zu werden, abriß. Auch das ist ein Versuch, der dem neuen Brüssel, der Landeshauptstadt des am grünen Tisch entstandenen Staates Belgien, in seiner Art durchaus und aufschlußreich genug entspricht. Was entstanden ist, abseits von den neusachlichen Verblüffungspalästen der Weltausstellung, deren provisorische Wände ein Windhauch umwerfen könnte, ist ein Stück widerlich durchsichtiger Altheidelbergerei, ist leichtester Filmbitsch, hinter dessen aus der flachen Hand hingezauberter Pappe sich kaum der nackte Erwerbstrieb des heutigen Brüsselers versteckt. Gepuderte Bühnensoldaten ziehen durch den Sonnenglast dieses „potemkinoiden“ Dorfes am Rande von Brüssel. Geschminkte Bäuerinnen in Volkstrachten aus der Kostümverleihanstalt spielen, indem sie verteuertes Bier verkaufen, schäbig die anständige geschichtliche Vergangenheit dieser Stadt nach. Ein Einfall, wie er nur aus dem Hirne reiner Geschäftemacher kommen kann! Wer eine Ahnung von dem Aussehen der alten Bürgerhäuschen Brüssels haben möchte, braucht nur an den Kanälen von Gent oder Brügge



Die gewaltige Fassade von St. Gudule bietet bei nächtlicher Anstrahlung ein märchenhaftes Bild.



„Caricoles“, eine Art gekochte Weinberg-schnecken, ißt man auch auf der Straße gern.

entlangzuspazieren, um sie unverändert und noch bewohnt in langgestreckten roten und verwitterten Backsteinreihen vorzufinden.

Von seiner besten Seite zeigt sich das alte und vlämische Brüssel in seinen Kirchen. Des Himmels Licht fällt blendend über das abgeschabte Weiß der Kathedrale von Sainte Gudule. Von 1047 an hat man an ihren Mauern gebaut. Doch die letzten Meister haben es immer nur für ihre Pflicht gehalten, sauber (und ohne allzulaute Äußerung eigener Ansprüche)

fortzuführen, was die ersten und längst vergessenen Bauperren wollten. Sonne und Regen aus langen Jahrhunderten haben das übrige dazu getan, um dem Bau einen Glanz zu geben, den man, selbst bei sonstiger Wertschätzung, einmal göttlich nennen möchte. Die Brüsseler Kathedrale kann sich in dem dämmrigen Dufte ihres langgestreckten Innern wie in ihrer hellen und starken Reicheit, wahrscheinlich als einzige europäische Kirche, würdig Notre-Dame auf der kleinen Seineinsel in Paris an die Seite stellen. Sonderbar an der Kirche berührt der vorhandene Kontrast von Bauweise und Baustoff, von Stil und Farbe. Die reiche Fassade nähert sich in ihrem Schmuck und Aufriß mehr dem Geschmack jenes Zweiges der Gotik, den man „deutsche Gotik“ nennt. Aber dem Stein und dem alten Wetterweiß der Kathedrale begegnet man auf deutschem Boden eigentlich nicht einmal am Rheine, immer aber an den weißen Kathedralen der französischen Provinzstädte. Viel kleinstädtischer ist gegenüber dieser Kirche von Brüssel, in der stets der Adel und der Hof und „das obere Brüssel“ zum Beten kamen, die ja wirklich von der Höhe auf die Stadt herabsahen, die bescheidene Notre-Dame de la Chapelle. Ihr schwarzes Schieferdach mit dem auffälligen Turm beschützt den Wochenmarkt, auf dem sich vlämische Landfrauen unter verschlungenen Kopftüchern in hartnäckiger Bauernfestigkeit gegen die Niedrigangebote der französisch-kreisenden Hausfrauen mit ihrer wallonischen Pffissigkeit wehren. Der Markt ist voll eines lärmenden Sprachgewirrs. Das hält an, bis die zitterigen Schläge der Glocke Mittag und damit Schluß gebieten.

Das alte Brüssel hat schon Dürer auf seiner Reise von 1520 gut gefallen. Es war die Brostadt vieler Künstler, die vom Brüsseler Hofe ihre Aufträge erhielten. Memling hat in Brüssel gemalt. Rubens und Jacob Jordaens liebten den Aufenthalt in dieser Stadt. Brüssel bewahrt in seinen Museen die Bilder dieser Vlamen. Und es gibt Leute, die Jordaens „Abundantia“ für ein Symbol der flandrischen Schönheit, der vlämischen Appigkeit samt der Genußfreudigkeit seiner Menschen halten. Der boshafte Baudelaire

ist darin anderer Meinung. In einem Abschnitt „Sitten in Brüssel“ spricht er die als Kunstwerk wertvolle kleine, freche Kinderfigur des Manneken Pis (von François Duquesnoy) und deren Nachbarn »Le crachant« als „Nationalstatuen“ an. Das ist von seiten des Pariser Literaten doch etwas zu übelmeinend geurteilt.

Der Charakter des anderen Brüssel, des neuen Brüssel, das nach 1830 entstand, als von Paris und der Wallonei viele Zuzüglinge kamen, ist nicht mehr vlämisch, sondern französisch. An Stelle des fünfeckigen Mauerringes, der das alte Brüssel umgab, entstand auf Grund einer ersten Anregung des Städtestrategen Napoleons I. der grüne Ring der breiten Boulevards, der heute das großstädtische Aussehen Brüssels entscheidend unterstreicht. Die Zeit von 1789 bis 1815, da Brüssel mit Belgien zu Frankreich gehörte, ist bereits von einigem kulturellen Einfluß auf die Neuprägung des Gesichtes der Stadt gewesen. Andererseits sind die Jahre nach dem Wiener Kongreß bis zur Erhebung unter französischer Führung im Sommer 1830, das heißt, solange Brüssel mit den Niederlanden vereint war, für die Gestaltung der Stadt belanglos geblieben.

Während eines vollen Jahrhunderts erfolgte die Ausrichtung des Blickes von Brüssel nur nach dem Vorbilde von Paris. Das hat den Charakter der belgischen Hauptstadt fast durchweg stark geändert. Beispiele dafür lassen sich überall finden. Der Museumsplatz an der königlichen Bibliothek ist nach dem Muster der Stadtseite des Schlosses von Versailles gebaut. Die Rue royale und die Rue de la Loi richten sich in der Häuser- und Baumverteilung nach Pariser Straßen. Die Parks sind nach Pariser Vorbildern neu geordnet worden. Die Grünplätze am Rande der wachsenden Stadt, die allmählich in den Häuserbereich miteinbezogen wurden, nahmen ein wenig den Charakter des Bois de Boulogne in Paris an.

Die kleine Kirche von Saint-Jacques sur Coudenberg mit ihren korinthischen Säulen und dem klassizistischen Giebel ist deutlich in Anlehnung an die Madeleine in Paris geschaffen. Die Künstler, die Belgien noch hervorbrachte, gingen sämtlich nach Paris und brachten, wenn sie überhaupt zurückkehrten, die französischen Programme und Kunstregeln dieser Stadt mit nach Haus. In den Jahren zwischen 1866 und 1883 wurde von Poelaert für eine Unsumme belgischer Steuern auf der Höhe von Brüssel der Millionen Tonnen schwere Justizpalast erbaut. Er hinterläßt dem ratlosen Beschauer kein anderes Gefühl als das eines ungeheuren Alldruckes. Künstlerisch hat



Hier hat man die bronzene Nacktheit des „Manneken Pis“ mit der Festtracht einer Rothaut bekleidet.

der Bau in seiner sinnlosen Klotzigkeit überhaupt nichts zu sagen. Aber sein bedrückendes Dasein ist unendlich aufschlußreich für das Wesen und das Sich-unfsicher=Fühlen dieses Parvenüstaates, der auf jeden Fall, und gleichgültig für welchen Preis, sein Geltungsieber irgendwie abkühlen mußte. Man kann sich aus diesem Steinhaufen ein paar Deutsche Reichstagsgebäude, einige Britische Museen, eine Handvoll Bahnhöfe der Gründerzeit und zu guter Letzt noch ein paar altägyptische Tempel und römische Treppen losschlagen: Bausteine bleiben übrig. Aber von Belgien oder von einem Brüssel, das den Traditionen seines ersten Gesichtes in irgendeiner sinnvollen Weise entsprochen hätte, ist nichts, rein gar nichts in dem Bau zu verspüren. Für praktische Zwecke ist dieser Monumentalkasten des später wahnsinnig gewordenen Erbauers unbrauchbar. In der »Halle des Pas Perdue« arbeitet — dies vielleicht ist das allein Sehenswürdige an dem ganzen Justizpalast — eine Kompanie Scheuerfrauen einen Vormittag lang an der Reinigung der Fliesen.

Das heitere Leben auf der Straße, das eigentlich nur in der Seinstadt zu Hause sein kann, hat Brüssel bei Paris abgesehen. Die Brüsseler spielen gerne Paris, obgleich sie es nicht nötig hätten, sich darin mit der kleinsten französischen Unterpräfektur gleichzustellen. Auf den Boulevards, die denen Hauffmanns in Paris bis auf die Fensterverzierungen nachgeahmt sind, reihen sich die Cafés aneinander. Weit wachsen sie mit ihren leichten Korbtischen und Weidenstühlen in die Straße hinaus. Die lässige Öffentlichkeit aller Lebensformen, die Billigkeit der großen Hotels, die vielgängige Güte der französischen Speisekarte und das weiße Brot zum Zerbrechen und Verbröckeln hat Brüssel mit Paris gemein. Selbst den Vergnügungsrummel vom Montmartre und Montparnasse versucht Brüssel mit billiger Plumpheit nachzuahmen, was ihm allerdings vorbeigelingt.

Völlig neu und erst aus der Zeit des Nachkrieges machen sich im Gesichte des „zweiten Brüssel“ englische und amerikanische Spuren bemerkbar. Die großen Zahlen der englischen Touristen, die allwöchentlich Brüssel in Familien, Schulklassen und ganzen Vereinen überschwemmen, verursachen die Umfärbung gewisser Seiten des Lebensstiles ins Englische. Die Hotels und die Geschäfte, die Friseure wie die Parfumläden sind ganz auf den englischen Geschmack umgestellt worden. Man überschlägt sich besonders im Jahre der dritten Weltausstellung, die Brüssel im Gefolge von 1897 und 1910 erlebt, in seinem Entgegenkommen gegenüber den Lebensgewohnheiten der englischen Gäste. Diese sind besonders angesehen, weil sie in dem billigen Lande mit Geld nicht sparen müssen. Jeder Bäcker in der Nähe der Gare du Nord hängt ein Schild auf die Straße und nennt seine drei Tische und sein Duzend Stühle, an denen man gutes französisches Gebäck essen, aber kein Engländer seinen Londoner Tee trinken kann, mit anglophiler Kühnheit: „Tea-Room“. Viele kleine Kneipen heißen plötzlich „Old Inn“ oder „Oxford Tavern“, ohne daß sie auch nur eine einzige Flasche bitteren Altes im Hause hätten.

Amerikanisches Geld im Lande schafft das hat Berlin vor zehn Jahren deutlich erlebt – amerikanische Lebensgestaltung. Die Place Rogier hat sich in wenigen Jahren verändert. Antwerpens Wolkenkratzer soll in Belgien nicht allein bleiben. Die Hotels an der Gare du Nord haben himmelwärts mächtig aufgestockt. Sie passen seither nicht mehr recht zu Brüssel. Sie werden auch in einem Jahre, wenn die durch inflationistische Valutasenkung hervorgerufene Scheinkonjunktur und der Rausch der Weltausstellung überstanden sind, mit ihren Zimmerfluchten in der fünfzehnten Etage sicherlich leerstehen.

Brüssel bietet in seinem heutigen Gesamtbild eine Fülle von Beispielen für das Vorhandensein zweier ganz verschiedener, oder, wenn man so will, gar vieler unterschiedlicher Städte. Wer den Gegensatz unterstreichen will, mag sich nur den ersten gotischen Pfeiler aus dem Jahre 1047 in der Kathedrale von Sancta Gudula neben das praktische Schiebefenster im höchsten Stock des neuesten Grandhotels am Bahnhof gestellt denken. Gewiß, Gegensätze dieser mehr äußerlichen Art lassen sich auch in anderen Städten nachweisen. Aber in Brüssel wirken sie nicht üblich, sondern auffällig als stimmungsmäßig unüberbrückbarer Kontrast. Die beiden Brüssel wollen sich in keiner Beziehung recht zusammenfügen, so daß sich jeder Mühe geben müßte, der sich in dieser Stadt wohl fühlen wollte.



Der Justizpalast bedeckt mit seinen gewaltigen Steinmassen eine noch größere Bodenfläche als die Peterskirche in Rom.

Photos von „Actualit“ Brüssel (5), Office Belgo-Luxembourgeois de Tourisme (2) Scherl und (1).



Slg. Handke, Berlin

Der Fall Arnim

Ein Drama um Bismarck

Von Paul Wiegler

I.

Harry von Arnim-Enckow, von 1864 bis 1871 Preussischer Gesandter beim Päpstlichen Stuhl, seit 1870 Graf, in zweiter Ehe mit Sophie Arnim-Boitzenburg verheiratet, wird von Bismarck familiär mit dem Vornamen genannt. Aber der Kanzler mißtraut dem neun Jahre Jüngeren, der ehrgeizig ist, vom Glück verwöhnt, schon als werdender Diplomat „vermöge seiner Schönheit und Gewandtheit gefährlich für die Damen“ war und sich der besonderen Gnade Wilhelms I. und noch mehr Augustas erfreut. Bismarck vergift nicht, wie er und Arnim einmal in Berlin im Hotel Royal zusammenkamen und Arnim, vom Wein betäubt, zwischen Zitaten aus Machiavell und italienischen Jesuiten und Biographen zu ihm sagte: „In jedem Vorder-

mann in der Karriere sehe ich einen persönlichen Feind und behandle ihn dementsprechend. Nur darf er es nicht merken, solange er mein Vorgesetzter ist.“

Im Dezember 1871 wird Arnim Botschafter in Paris. Von Varzin aus hat Bismarck an den Kaiser geschrieben: „Nur die volle Zuversicht auf Eurer Majestät Vertrauen zu mir kann mich ermutigen, mit einem Botschafter von so unsicherem und so wenig glaubwürdigem Charakter einen Versuch zu gemeinsamem politischem Wirken zu machen.“ Bismarck will, daß Thiers, der Präsident der Republik, bis zur Zahlung der Kriegsentschädigung durch Frankreich am Ruder bleibt. Arnim ist Gegner von Thiers, auch in Privatbriefen an Wilhelm I. Die Spannung wird verschärft durch geheime Berichte des Legationssekretärs Friß von Holstein, der schon vor Arnim in Paris war, an Bismarck oder dessen Umgebung. Arnim fragt Holstein, ob er nach Berlin korrespondiere. Holstein gibt das zu. Arnim: „Ich werde, wenn Sie es wünschen, um Ihre Veretzung einkommen.“ Holstein verzerrt unter dem dichten Bart den Mund und blickt über Arnim hinweg mit lichtscheuen Augen.

Der Konflikt zwischen Kanzler und Botschafter bricht aus, als im März 1873 Bismarck eine Konvention mit der französischen Republik über die Zahlung der letzten drei Milliarden und die Räumung der von deutschen Truppen noch besetzten Provinzen in Berlin selbst zu Ende führt und Arnims Unterhandlungen verleugnet, so daß Thiers sich über „Doppelspiel“ des Botschafters beklagt. Arnim fordert vom Kaiser eine Untersuchung, „ob und durch wen der Wahrheit in dieser Angelegenheit Gewalt angetan worden ist“. Bismarck erwidert sehr gereizt dem Monarchen, er könne sich seinem Dienst nicht widmen, wenn er „unter dem schmerzlichen Gefühle leide, mit einem Manne wie Graf Arnim um Eurer Majestät Vertrauen ringen zu sollen, nachdem ich daselbe so lange Jahre ungeschmälert besessen und meines Wissens niemals getäuscht habe“. Zwar lasse sich der Verdacht nicht beweisen, daß Arnim seine geschäftliche Tätigkeit gelegentlich seinen persönlichen Interessen unterordne. Noch habe Bismarck vermieden, seinen Gewissensbedenken amtlichen Ausdruck zu geben. „Der Schritt des Grafen Arnim, zu dem er von Berlin aus ermutigt worden, läßt mir keine Wahl mehr. Eure Majestät wollen sich huldreichst erinnern, daß ich von dem Versuch sprach, die Gefahren, die Arnims Charakter in Paris bedingt, durch seine Veretzung nach London abzuschwächen, daß aber von dort aus bei der ersten Anföhlung der heftigste Protest wegen der Neigung Arnims zur Intrigue und zur Unwahrheit eingelegt wurde: man würde kein Wort glauben, was er sagen könnte.“ Später beschafft Arnim sich Dementis des englischen Ministers des Außern, des englischen Botschafters in Berlin und des britischen Hofes. Aber Bismarck ist schon zu einem Ultimatum geschritten.

II.

Im Mai 1873 wird Thiers gestürzt. Der neue Präsident ist der Marshall Mac Mahon. Arnim rät, gemeinsam mit Petersburg, Wien und Rom ihn nicht eher anzuerkennen, als bis er seinen Regierungsantritt gebührend notifiziert habe. Dennoch sagt Bismarck auf einem parlamentarischen Bierabend, Arnim habe zu dem Fall von Thiers beigetragen, und in den offiziellen Zeitungen wird der Botschafter des übereilten Entgegenkommens für Mac Mahon beschuldigt. In einem Brief an den Kanzler protestiert Arnim. Es sei zu erwägen, so schreibt er am 13. Juni, „daß meine eventuelle Abberufung von Paris, welche ja möglicherweise aus vielen mir unbekannten Gründen für empfehlenswert erachtet wird, besser nicht mit meiner angeblichen Hinneigung zu der heutigen Regierung motiviert werden würde.“ Bismarck erwidert am 19. Juni. Mit der Löwenpranke haut er zu: „Eurer Excellenz fehlt es nicht an den geschonten Kräften und an der Muße, welche Sie verwenden können, um bei Seiner Majestät schriftlich und mündlich eine andere Politik als die des verantwortlichen auswärtigen Ministers zu befürworten. Meine Kräfte sind durch ernste, verantwortliche und erfolgreiche Arbeit im Allerhöchsten Dienst erschöpft.“ Der Kanzler werde daher diejenigen Anträge an den Kaiser richten, die ihm nötig schienen, „um die Einheit und Disziplin im auswärtigen Dienste zu erhalten und die Interessen Seiner Majestät und des Reiches vor verfassungsmäßig unberechtigter Schädigung sicherzustellen.“

Im Sommer ist Arnim, schwer erkrankt, zur Kur in Karlsbad, Ragaz und Sankt Moritz. Am 1. September wird er in Berlin vom Kaiser empfangen. Wilhelm spricht mit Kummer von einer „Ranlkühe“ Bismarcks. „Es ist traurig, das bei einem Manne konstatieren zu müssen, dem man soviel verdankt. Diese Ranlkühe hat schon viele meiner treuen Diener entfernt. Jetzt sind Sie an der Reihe.“ Die Kaiserin, am Kamin fröstelnd, den Kopf in einen Spitzen Schleier gehüllt, läßt Arnim zum Handkuß zu. Vom Palais Unter den Linden fährt er in die Reichskanzlei. Es ist drei Uhr nachmittags. Er sieht sich Bismarck gegenüber. Seine Nerven sind erschüttert, und minutenlang ist seine Zunge wie gelähmt. Dann fragt er den Kanzler, warum er ihn verfolge.

„Der Verfolgte bin ich“, sagt Bismarck „in dem verletzenden Tone gütiger, stiller Hoheit.“ „Seit acht Monaten, seit einem Jahr haben Sie mich an meiner Gesundheit geschädigt, mir die Ruhe geraubt. Sie konspirieren mit der Kaiserin und Sie ruhen nicht eher, bis Sie hier am Tische sitzen, wo ich sitze, und gesehen haben werden, daß es auch nichts ist. Ich kenne Sie von Jugend an. In jedem Vorgesetzten, so sagten Sie vor Jahren, sehen Sie Ihren natürlichen Feind. Der Feind bin ich in diesem Augenblick. Sie haben

mich bei dem Kaiser verklagt. Sie haben Beziehungen zum Hofe, die mich schon früher verhindert haben, Sie hierherzuberufen."

Harry Arnim erwähnt die Vertrautheit von einst. Der Kanzler sagt, die Stirn über den breiten Brauen runzelnd, daß er an eine versöhnliche Gesinnung nicht glaube. Arnim streckt ihm die Hand entgegen. Der Fürst ist unnachgiebig: „Innerhalb meines Hauses will ich es Ihnen nicht abschlagen. Außerhalb bitte ich aber diese Zumutung nicht an mich zu stellen.“ „Er verließ mich“, so schildert Bismarck Arnims Abgang, „indem er mit der ihm eigenen Leichtigkeit des Weinens eine Träne im Auge zerdrückte.“ „Ich kannte ihn von seiner Kindheit an“, wiederholt er mit einem Schatten von Melancholie. Jedoch bis zur Abreise Harrys von Berlin läßt er ihn kontrollieren. Wie er über jede Einladung Arnims zu den Tees der Kaiserin Tagebuch hat führen lassen, so erfährt er, wenn bei Noon, dem er den Vorsitz im preussischen Staatsministerium abgetreten hat, der Botschafter abends zu Gast ist. Noons Worte über Arnim: „In ihm steckt doch ein tüchtiger Junker“, diese Worte, die er scharf betont hat, treffen Bismarck in der Tiefe seines Wesens.

III.

Arnim ist wieder in Paris. Zur gleichen Zeit wie er war Holstein in Berlin, ohne den Botschafter zu besuchen. „Zwei Herren kann man nicht dienen“, sagt Holstein später. Er meldet sich nun bei Arnim, macht aber der Gräfin keine Visite. Er und Arnim verkehren nicht mehr, weder amlich noch gesellig. Nur ein einziges Mal sprechen sie sich eine Minute auf der Colferino-Brücke. Aber Holstein beobachtet seinen Chef. Mitte Oktober hört er, was Arnim zu dem Agenten Beckmann gesagt haben soll: „Ich werde meinen Abschied niemals nehmen. Geben wird man mir ihn nicht, und zur Disposition stellen wird man mich auch nicht, denn ich habe allerlei Schriftstücke hinter mir, deren Veröffentlichung dem Fürsten Bismarck nicht angenehm sein würde.“

Am 31. September 1873 tritt der neue Staatssekretär des Auswärtigen Amtes von Bülow in dem Schriftwechsel mit Arnim hervor. Er vermißt Berichte des Botschafters über patriotische Manifeste der Bischöfe von Nîmes und Angers. Der Botschafter berichtet am 2. Januar 1874, mit einem juristischen Exkurs zur Frage nach Strafbefugnissen der französischen Regierung gegen die „beiden Herren“, deren Schimpfreden nichts seien als „das unbequeme Gebell eines Hundes auf dem Nachbargehöft“. Bismarck veranstaltet ein kleines Diner. Unter seinen Gästen sind drei Minister. Nach Tisch klagt er über Arnims „grenzenlose Unwissenheit“. Einen dieser Minister fragt er, wie er einen solchen Ignoranten das Examen habe bestehen lassen können.

Am 21. Januar 1874 gibt Bismarck selbst ein letztes Kampffignal. Er tadelt Arnim wie einen Pfruscher, weil er der politischen Entwicklung des Heimatlandes nicht mit der Sorgfalt folge, „welche für unsere wirksame Vertretung im Auslande unentbehrlich ist“. Hinfort will er Zeit und Arbeitskraft an den Botschafter nicht verschwenden. Dieser Brief geht Arnim gerade an dem Tage zu, an dem er ein Kondolenzschreiben Bismarcks zum Tode einer seiner Töchter erwartet hat. Bismarck ist schon entschlossen, ihn abzusetzen oder nach Konstantinopel zu senden, und bietet bei Zigarren und Eau de Vichy den Pariser Posten dem Fürsten Ghlodwig Hohenlohe an.

Arnim appelliert an den „Großmächtigsten Kaiser“. Noch einmal versucht er Wilhelm I. gegen den Kanzler auszuspielen. „Der Fürst Bismarck erteilt seine Instruktionen im ausdrücklichen oder implicite erteilten Auftrage Eurer Kaiserlichen Majestät. Mangel an Fügsamkeit gegen seine Instruktionen würde daher gleichbedeutend sein mit Ungehorsam gegen die Befehle Eurer Majestät. Ich kann mir kaum denken, daß der Fürst Bismarck dies sagen wollte.“ Arnim unterzeichnet als „alleruntertänigster, treuer, gehorsamster Diener und Untertan“. Am 2. März wird er aus Paris abberufen, am 19. zum Botschafter in Konstantinopel ernannt. Noch immer glaubt er das Ohr seines „allergnädigsten Königs und Herrn“ zu haben. Aber nun zerstört er seine Chancen durch eine Unbesonnenheit. Er übergibt der Wiener „Presse“ Material für einen Artikel „Diplomatische Enthüllungen“, Briefe, die er 1870 als Gesandter am Vatikan an deutsche katholische Theologen, den Stiftpfropst Dollinger und den Bischof Hefele, geschrieben hat, und ein „Promemoria“ über das Vatikanische Konzil. Dazu wird gesagt, eines der Motive des Zerwürfnisses zwischen Bismarck und Arnim sei der Wunsch des Kanzlers, durch Veröffentlichung von Arnims Depeschen seine Kirchenpolitik zu verteidigen. Der Graf habe vom Kaiser ein Verbot der Bekanntgabe erwirkt. Arnim wird durch Bülow zur Rede gestellt und weicht aus. Bismarck drängt bei Wilhelm I. auf eine Disziplinaruntersuchung. Am 2. Mai genehmigt der Kaiser sie. Arnim wird in den einseitwilligen Ruhestand versetzt.

IV.

Am 8. Juni berichtet der neue Botschafter Fürst Hohenlohe, daß in den Akten der Botschaft drei oder fünf Dokumente zur kirchlichen Politik fehlen. Holstein ist es, der mit der Anzeige zu ihm kommt. Bülow mahnt den Grafen, der am 19. von Karlsbad aus erwidert, es handle sich um Schriftstücke über vertrauliche Privatgespräche mit Thiers, die seiner Auffassung nach nicht in das Botschaftsarchiv gehörten. Dennoch werde er sie dem Auswärtigen Amt „baldmöglichst zugehen lassen, um damit nach Gutdünken zu verfahren“.

Frage Bülow's, ob er auch andere dienstliche Schriftstücke zurückbehalten habe, und Androhung gerichtlichen Einschreitens. Arnim hat die Papiere in einen schwarzen Koffer gepackt, der mit ihm seit dem 29. April von Paris nach Berlin, von Berlin wieder nach Paris, von Paris nach Karlsbad gewandert ist. Er entgegnet am 21. Juni, daß er besorgt gewesen sei, Fürst Hohenlohe könne sich als Katholik und Bruder eines Kardinals durch die Dokumente verletzt fühlen. Aber er habe nur gezweifelt, ob die von ihm in Paris in sein Geheimarchiv eingeschlossenen Schriftstücke in der Botschaft bleiben oder an das Auswärtige Amt zurückgeliefert werden sollten. Er habe sich für das zweite entschieden, jedoch gezögert, die Papiere der Post anzuvertrauen. In den allernächsten Tagen werde sein Sohn Henning, Leutnant bei den Garde-Dragonern, sie von Karlsbad abholen und dem Amt einhändigen. Einen Schlüssel zu der Dokumentenmappe sendet Arnim voraus. Am 25. Juni übergibt Henning sie in der Wilhelmstraße dem Dezernenten von Radowiß. Nur noch einen Erlaß des Reichskanzlers will Arnim gefunden haben. Am Tage danach zählt Hohenlohe oder Holstein sechsundachtzig fehlende Schriftstücke auf.

Am 10. Juli verspricht Arnim von seinem Gut Nassenheide bei Dranienburg aus „sorgfältigste Nachforschungen“. Am 20. sträubt er sich, gewisse Schriften herzugeben, die er als sein Privateigentum betrachte, und die zur Kenntnis des Botschaftspersonals nicht hätten gelangen dürfen, „da sie durch Form und Inhalt geeignet waren, meine Autorität zu untergraben“. Da Fürst Bismarck ihn der Konspiration mit der Kaiserin anschuldige, bedürfe er dieser Urkunden. Sein Recht auf sie werde er, wenn es sein müsse, durch eine Zivilklage erstreiten. Bülow erwidert: das sei strafbare Unterschlagung von Akten durch einen Reichsbeamten. Arnim erklärt, das Auswärtige Amt habe keine Disziplinarbefugnisse mehr über ihn. Ende September läßt er zweihundert Kisten, die in Berlin auf dem Actien-Speicher in der Kleinen Präsidentenstraße gelagert haben, nach dem Arnimschen Palais, Pariser Platz 4, transportieren, wo ihm seine Schwiegermutter den ersten Stock vermietet hat. Am 2. Oktober beantragt das Auswärtige Amt bei der Königlichen Staatsanwaltschaft des Stadtgerichts zu Berlin seine strafrechtliche Verfolgung.

Am 4. Oktober wird er in Nassenheide verhaftet. Seine Briefschaften werden durchsucht. Er behauptet, die fehlenden Dokumente seien im Ausland oder außerhalb Preußens. Wenn er auf freiem Fuß bleibe, werde er sie binnen drei Tagen herbeischaffen. Oder er werde einen Beamten an die Aufbewahrungsstelle bringen, wenn dieser absolutes Schweigen über die Person des Aufbewahrers gelobe. Beschlagnahmt wird in Nassenheide sein Kopierbuch mit einem Brief an den Wiener Journalisten Dr. Landsberg,

worin er sagt, er könne dessen Auslagen nur zurückerstatten „mit einem melancholisch=neidischen Seitenblick auf die mildtätige Stiftung, welche man Reptilien-Fonds nennt“. Das ist das Vermögen des Hauses Hannover, der Welfenfonds, aus dem Bismarck vor allem die „Reptilien“, die offiziellen Journalisten, bezahlen läßt.

Unter Polizeibewachung trifft Arnim mit seiner Gattin in Berlin ein. Er wird Gefangener in der Stadtvogtei. Die Besuche einer „verschleierte Dame“, der Gräfin, bei ihm werden denunziert. Der Zutritt zu seiner Zelle wird ihr abgeschnitten. Nach drei oder vier Tagen erklären die Ärzte, er müsse in dieser Haft zugrunde gehen. Er wird in die Charité befördert. Am 14. Oktober Haussuchung, Pariser Platz 4. Der Polizeiinspektor Pick erbricht zwölf von insgesamt zweihunderteinundfünfzig Kisten. Wieder fast resultatlos. Eine Gerichtskommission fährt nach Paris. Ein falscher „Ernst“ mit einem gefälschten Briefe Arnims, daß dieser „Ernst“ alles Vertrauen verdiene, erscheint bei Dr. Landsberg und fragt, wie er als Zeuge ausagen werde. Die Berliner Kriminalpolizei fängt eine englische Depesche über den „großen Zwang“ gegen „Halcomb“, gegen Arnim ab: „Briefe gefunden, datiert von vor vier Jahren. Andere im Ausland in Sicherheit. Murray.“ Der Kaiser sagt in Berlin zu Hohenlohe, daß er Arnim, der ihn in der Angelegenheit der „Presse“ ohne Not belogen habe, nicht mehr bedanere. Am 27. Oktober wird der Graf gegen eine Kaution von 100000 Talern enthaftet.

Am 10. November übergibt Dr. Munkel, einer seiner Anwälte, noch sechs Dokumente, die in einem Schreibsekretär gefunden worden seien. Am 11. wird Anklage wegen „Vergehens im Amte“ erhoben. Am 12. Wiederverhaftung Arnims im Palais am Pariser Platz. Dabei verfällt er in Krämpfe. Am 9. Dezember beginnt der Prozeß vor dem Berliner Stadtgericht. Ankläger ist der Staatsanwalt Lessendorf. Der Graf spricht von „Konflikt-Akten“, die er in seinem Schreibtisch reserviert habe. „Ich überlasse dem hohen Gerichtshof zu beurteilen, was das bedeuten sollte.“ Der Vorsitzende konstatiert, daß Arnim einen Erlaß Bismarcks sarkastisch glossiert hat: „O Paule, Paule“, einen anderen: „Nun, dann inspiriert eure Kosaken besser“. Arnim war immer konfus in der Handhabung der Akten, so bezeugt ein Kanzleidiätar. Oft hat er alles nach einer Schrift umgekehrt, ohne sie zu finden. Seine Kurzsichtigkeit wird vor Gericht durch seine goldene Lorgnette veranschaulicht. Den Schlüssel zu seinem Geheimarchiv, das nichts war als eine Schrankschublade in seinem Arbeitszimmer, hat er durch seinen Schwager, den Grafen Hermann Arnim=Boitzenburg, während seines Urlaubs dem Legationsrat Grafen Wesdehlen übergeben. In einem der unbequemen Botschaftsräume, im Zimmer der Legationssekretäre, stand ein Aktenschrank, dessen Schlüssel nicht nur dem Chef und dem Grafen Wes-

dehlen, auch Herrn von Holstein erreichbar war. Holsteins Zeugenaussage ist die bedrückendste Szene des Prozesses. Er erklärt: „Ich habe weder an den Fürsten Bismarck noch an sonst jemanden Berichte erstattet“. Den Schlüssel des Archivschrankes habe er vorübergehend gehabt. Frage des Vorsitzenden: „Sie haben nichts aus dem Archiv entnommen?“ Holstein: „Nein.“ Vorsitzender: „Sie sind bereit, das zu beschwören?“ Holstein: „Ja.“ Der Zeuge wird vereidigt.

Es plädieren für Arnim Dr. Münkel, Dockhorn und Professor von Holzendorff aus München. Der Staatsanwalt Lessendorf, der spätere Oberreichsanwalt, ist der starre Verfechter der Anklage. „Für mich“, sagt Harry Arnim in seinem Schlusswort über seine Sammlung von „Konflikt-Akten“, „war dieses Aktenstück ein Grab, in welchem ein Freundschaftsverhältnis ein Ende gefunden hat, das von meiner frühesten Jugendzeit ab bestand.“ Das Urteil vom 19. Dezember 1874 erkennt ihn nicht der Unterschlagung von Urkunden, auch nicht des Amtsvergehens, wohl aber des Vergehens wider die öffentliche Ordnung schuldig und bestraft ihn mit drei Monaten Gefängnis, wovon einer durch die Untersuchungshaft verbüßt ist.

Arnim und die Staatsanwaltschaft legen Berufung ein. Am 24. Juni 1875 wird der Graf vom Kammergericht, das ihn des Amtsvergehens schuldig spricht, zu neun Monaten Gefängnis verurteilt. Das Obergericht weist die Nichtigkeitsbeschwerde ab. Jedoch die Strafe kann nicht vollstreckt werden. Harry Arnim begibt sich in die Schweiz. Von Luzern aus schleudert er gegen Bismarck die anonym in Zürich gedruckte Broschüre „Pro Nihilo“. Er sagt darin, auch in der Auffassung der französischen Verhältnisse sei Graf Arnim von höheren Gesichtspunkten geleitet gewesen als der Reichskanzler. „Er überragt ihn auf diesem Felde ebenso wie auf dem Felde der kirchlichen Politik.“ Der Fürst habe eine mißtrauische Phantasie. „Ihm mit Gründen entgegenzutreten ist soviel wert, als mit Erbsen gegen eine Steinmauer werfen.“ „Der eigentliche Souverän ist die Laune.“ Bismarck habe dem Kaiser nur eine Scheinherrschaft gelassen. Er sei der allmächtigste Minister seit den Zeiten Stilichos und Pipins. Seine Krankheit sei wie die Napoleons der Größenwahn. „So führt der innere Krieg in seiner über den Rand schäumenden Gewaltsamkeit zur Verstimmung des Auslandes und zum Kriege, wenn die Nation nicht aufmerkt.“ Bismarck in Varzin sei Liberius auf Capri.

Am 27. April 1876 verurteilt die Reichsdisziplinkammer in Potsdam den Grafen Arnim, jetzt in Florenz, zur Dienstentlassung. Eine neue Anklage wird wegen „Pro Nihilo“ gegen ihn erhoben und vor dem Kammergericht als Staatsgerichtshof am 5. Oktober 1876 geheim verhandelt. Die Anklageschrift des Oberstaatsanwalts von Luck lautet auf Landesverrat, Majestäts-

beleidigung, Beleidigung des Reichskanzlers und des Auswärtigen Amtes. Der Staatsgerichtshof verhängt über Arnim eine Zuchthausstrafe von fünf Jahren. Am 3. März 1877 bestätigt der Reichsdisziplinarhof in Leipzig die Dienstentlassung. Arnim hat freies Geleit beansprucht, wenn er sich zu neuer Verhandlung dem Reichsgericht stellen solle. Am 19. Mai 1881 stirbt er in der Villa Aimée in Nizza.

„Die Zerschmetterung Arnims“, schreibt der Botschafter General von Schweinitz, „wird in der Geschichte Bismarcks dieselbe Rolle spielen wie die Erschießung des Herzogs d'Enghien in der Napoleons I. Und doch hatte der Fürst in der Sache selbst Recht. Arnim war kein guter Mensch, aber so niedrigdenkend war er nicht, wie manche von denen, welche vor Gericht gegen ihn ausagten.“ „Wenn man vergleicht, was Bismarck tut“, meint Kaiser Wilhelm II. 1892 zu Hohenlohe über den trotzbenden Titanen in Friedrichsruh, der in den „Hamburger Nachrichten“ enthüllt, „mit dem, wofür der arme Arnim hat leiden müssen.“ In den „Gedanken und Erinnerungen“ nennt Bismarck selbst Robert Goltz und Harry Arnim „die beiden befähigsten unter meinen diplomatischen Mitarbeitern“. Das Erkenntnis auf Zuchthaus, sei nur dadurch möglich geworden, „daß der regelmäßige Strafrichter nicht in der Lage ist, die Sünden der Diplomatie in internationalen Verhandlungen mit vollem Verständnisse zu beurteilen“. Nur Arnims Flucht habe ihn, den Kanzler, gehindert, seine Begnadigung juristisch wirksam zu befürworten. Auch Bismarck gibt einen „Verlust“ zu. Auch er, der damals dem Jüngeren sagte, „daß es auch mit der Macht nichts ist“, wird berührt von der Verstrickung in eine menschliche Tragödie.

Klima, Boden und Rasse

Von

J. R. de la Haule Maret B. Sc., Oxford

Einem freundlichen Wunsche des Herausgebers dieser Zeitschrift folgend, will ich versuchen, in gemeinverständlicher Weise das Resultat einer Reihe von Studien und wissenschaftlichen Überlegungen darzustellen, die ausführlich in meinem Buche „Race, Sex and Environment“¹⁾ behandelt werden.

In diesem Buche verfolge ich einen etwas neuartigen Weg, die klimatischen Verhältnisse und die Bodenstrukturen der verschiedenen Erdgebiete in ursächlichem Zusammenhange mit den Körperformen und den geistigen Charakterzügen ihrer Bewohner zu betrachten. Natürlich kann ich im Rahmen dieses Aufsatzes nur einen kurzen Abriss der hauptsächlichsten, in die Materie einführenden Theorien geben und muß es dann im wesentlichen dem Leser selbst überlassen, sich auf Grund eigener Kenntnis und Erfahrung ein Urteil darüber zu bilden, wie weit ihm die von mir vorgebrachten Theorien an Hand beobachteter Tatsachen bestätigt erscheinen.

Ich beginne mit der Feststellung, daß das Klima für die Regulierung der Quantität und der Qualität tierischen und menschlichen Lebens in jeder Zone ein Faktor von überragender Bedeutung ist. Veränderungen des Klimas, wie solche in ferner geologischer und historischer Vergangenheit in gewissen Zyklen vorgekommen sind, haben, wie wir annehmen dürfen, die Wesensart wie die Kopfzahl der jeweiligen Bevölkerung beeinflusst. Der Grund für diese wesentliche Abhängigkeit des tierischen und menschlichen Lebens vom Klima folgt aus einer ganzen Beweiskette, deren einzelne Glieder erst in den letzten Jahren durch Anthropogeographie und Anthropologie verbunden worden sind. Es liegen neuere Untersuchungen vor, die einmal die Beziehungen des Klimas zur Bodenbeschaffenheit betreffen, und die andererseits ergeben, daß diese Bodenbeschaffenheit auf die chemische Zusammensetzung der dort wachsenden Pflanzen einwirkt. Ferner ist ein besonderer Wissenschaftszweig im Emporblühen begriffen, der die Ernährung des Körpers, besonders aber die Funktion der inneren Sekretionsdrüsen zu dem Vorhandensein oder umgekehrt zu dem Fehlen gewisser mineralischer Stoffe, vor allem Kalk und Jod, in Beziehung setzt. Daraus ergibt sich, daß die geographische Verteilung dieser beiden Elemente, die nach unserer Auffassung zu den hauptsächlichsten physiologischen Kontrollmitteln der natürlichen Zuchtwahl gehören, in weitem Umfange auf das Klima zurückgeführt werden darf. Es sei hierbei erwähnt, daß der Grund der Verwandtschaft zwischen Körperbau und Charakter sich aus obiger Theorie möglicherweise erklären läßt. Professor Kretschmer hat in seinem

¹⁾ „Race, Sex and Environment. A Study of Mineral Deficiency in Human Evolution“. Das Buch wird im Herbst bei Hutchinson & Co., Ltd., Paternoster Row, London, erscheinen.

Buch „Körperbau und Charakter“ kürzlich wieder erst die Aufmerksamkeit der wissenschaftlichen Welt auf diese Verwandtschaft gezogen.

Es ist bekannt, daß starke Regenmengen dem Boden das Kalzium entziehen, und daß das Fehlen von Kalzium die Neigung hat, die Ansammlung von Phosphor zu verhindern. Diese beiden Elemente werden aber für den Knochenaufbau benötigt. Man kann folgern und in der Tat auch beobachten, daß ein Gebiet, in dem es starke Regenfälle gibt oder gegeben hat, das Weiterleben von Menschen und Tieren mit kleinem Knochengerüst begünstigt. Weiter läßt sich der Schluß ziehen, daß geringe Körpergröße dazu beiträgt, eine physiologische Sparsamkeit im Verbrauch an den beiden knochenbildenden Stoffen zu sichern. Die Tatsache, daß bei sämtlichen Säugetieren das Weibchen kleiner ist als das Männchen, ist also größtenteils dem stärkeren Bedürfnis des Weibchens an Aufspeicherung des aus der Nahrung gewonnenen Kalziums zuzuschreiben. Das Weibchen braucht für die Ernährung seiner Nachkommenschaft einmal Kohlenwasserstoff, d. h. energiebildende Substanz, und weiter genügende Aufbaustoffe, nämlich Stickstoff für die Muskeln und Kalziumphosphat für die Knochen. Alle diese Stoffe müssen in der Milch enthalten sein. Es ist wahrscheinlich, daß das Weibchen in der Absorption von Kalzium und Phosphor dem Männchen biochemisch überlegen ist. Man hat z. B. beobachtet, daß während der Wachstumsperiode die Knochen junger Mädchen schneller hart werden — also schneller Kalzium und Phosphor absorbieren — als die Knochen von Knaben. Tatsächlich ist es diese früher erfolgende Knochenbildung, die zum Teil den schon erwähnten bedeutungsvollen Größenunterschied zwischen den Geschlechtern bedingt. Nicht nur durch diese geringere Knochenmasse, die das kleinere und leichtere Weibchen benötigt, ist es in der Lage, mehr Aufbaustoffe aufzuspeichern, sondern auch durch die Tatsache, daß bei ihm der Verdauungsapparat im Verhältnis zur Hauptmasse des Körpers, dem er dient, größer ist als bei dem im ganzen größeren Männchen und infolgedessen mehr lebenswichtige Stoffe absorbieren kann.

Dasselbe ergibt sich fast zwangsläufig für das Kind. Die noch geringe Körpergröße verhilft zum sparsamen Verbrauch der aus der Muttermilch entnommenen Aufbaustoffe, selbst wenn die entsprechende Zunahme der Körperoberfläche in kalten Klimaten einen gewissen verschwenderischen Wärmeverbrauch erfordert, soweit nicht zur Verhütung dessen besondere Vorrichtungen getroffen sind. Wir können also schließen, daß kindhafte wie feminine Körperbildung Wesenszüge sind, die eine physiologische Sparsamkeit im Verbrauch von Kalzium und anderen Aufbaustoffen begünstigen. Dies ist offenbar der Fall auf Kosten somatischer Überlegenheit und ihres Korrelates, nämlich kriegerischer Leistungsfähigkeit, wie sie nur das erwachsene männliche Individuum zeigt. Vielleicht kann man noch hinzufügen, daß ein langsames Wachstum — ein besonderer Wesenszug des Menschengeschlechtes — einem nützlichen und vielleicht sogar Hauptzweck dient: dem sparsamen Verbrauch von Mineralsalzen.

Diese Ansichten über die physiologischen Unterschiede zwischen Mann, Weib und Kind können wir auch auf Rassefragen anwenden. Es ist bekannt, daß einige Individuen mehr maskuline oder feminine Merkmale aufweisen als andere des gleichen Geschlechts. Diese Beobachtung könnte man vielleicht nicht nur für den Vergleich von Individuen einer Rasse verwerten, sondern auch für den Vergleich der verschiedenen Rassen selbst. Weiter: wenn Regensfülle Mangel an Kalzium im Boden und in der Nahrung zur Folge hat und wenn der weibliche Habitus eine physiologische Sparsamkeit im Kalziumverbrauch mit sich bringt, sollten wir erwarten, daß die Bewohner regenreicher Gegenden nicht nur kleiner, sondern auch rassenmäßig mehr feminin gestaltet sind als die Bewohner trockener Länder.

Eine solche Regel wird natürlich viele Ausnahmen haben, denn ich habe in diesem vorläufigen Abriss die Unterschiede zwischen den verschiedenen menschlichen Kulturen noch nicht berücksichtigt. Ferner ist die mineralische Zusammensetzung des Bodens und der Nahrung nicht nur eine Folge des Klimas, sondern sie hängt auch von der Natur des Gesteins, ab aus dem der Boden gebildet ist (wenn dies auch weniger wichtig ist als man früher annahm). Doch ergibt sich, daß in kalkreichen Gebieten, die meist gebirgig sind, die Bewohner Pflanzennahrung sowie Trinkwasser von reichem Kalkgehalt zu sich nehmen. Dagegen sind Hirtenvölker in erheblichem Maße vor dem Einfluß des Klimas und des Bodens geschützt, wenn auch der Mineralmangel im Boden, der sich in der Vegetation auswirkt, die Fruchtbarkeit und damit die Anzahl der Tiere, von deren Milch und anderen Produkten diese Menschen leben, beeinträchtigen könnte. Die Nahrung des Viehzüchters ist also reich an allen knochenbildenden Stoffen. Darum sehen wir, daß Hirtenvölker meist hochgewachsen und kriegerisch sind: beides männliche Wesenszüge. Das genaue Gegenteil in ökologischer und anatomischer Beziehung finden wir bei den Pygmäen der tropischen, regenreichen Wälder. Ihre äußere Erscheinung bleibt ihr Leben lang kindhaft, wenn nicht geradezu feminin. Der magere Kalziumvorrat ihres Gebietes wird andauernd von der Bodenoberfläche in tiefere Grundschichten hinuntergespült, wo er nur für diejenige Waldvegetation, die ihre Wurzeln in tiefe Erdschichten senkt, erreichbar ist. Erst in den Früchten dieser Pflanzen ist das Kalzium vorhanden, und das Tierleben wird daher bis in die Kronen der Urwaldbäume hinaufgedrängt. Aus diesem Grunde könnte wahrscheinlich der Urwaldbewohner ohne den Gebrauch seines Bogens oder seines Blasrohres überhaupt nicht existieren.

Diese Betrachtungen leiten zu der Frage über, inwieweit man die kulturelle Betätigung der verschiedenen Rassen als Ursache der von uns beobachteten physischen Typen ansehen kann. Andererseits könnte aber auch die Kultur durchweg das Ergebnis (und nicht die Ursache) körperlicher Merkmale sein. Ich nehme an, daß die Wahrheit etwa in der Mitte liegt. Eine körperlich große Rasse braucht mehr Milchnahrung als eine kleine; denn die letztere wird eher imstande sein, von der Pflanzennahrung zu leben,

wie sie in mineralarmen Gebieten zur Verfügung steht. Gleichzeitig ist es wahrscheinlich, daß die größere Rasse eine Hirten- und damit zugleich Kriegerkultur herausgebildet hat und sich durch Auslese immer mehr nach der Richtung der körperlichen Kraft und hohen Gestalt weiter entwickelt. Im Gegensatz dazu wird wohl die kleinere Rasse ihre Fähigkeit ausbauen von der geringwertigen Nahrung, die ein an Kalzium oder anderen Mineralen armer Boden bietet, zu leben. Diese Rasse kann daher Landstriche bewohnen, wie sie für grasende Tiere und somit für deren Hirten undenkbar sein würden.

Die Mineralhypothese, wie ich diesen ganzen Komplex von Theorien genannt habe, findet somit einmal auf die umfangreiche und verwickelte Frage nach den Ursprüngen der Rassen Anwendung. Ferner erstreckt sich ihre Tragweite auch auf die Frage: inwieweit ist die Natur des Individuums oder der Gruppe fest bestimmt durch Vererbung? Oder haben wir vielmehr anzunehmen, daß das Erbgut lediglich einen gewissen Spielraum für Entwicklungsmöglichkeiten schafft, und daß innerhalb dieser Grenzen die Ernährung — bestimmt durch Klima, Boden und Kulturentwicklung — für den tatsächlich erreichten Grad der körperlichen Entwicklung maßgebend ist?

Nicht weniger wichtig ist die weitere Frage, inwieweit nun auch Jodknappheit die Auslese gewisser Menschenrassen hervorgerufen haben mag, und ob nicht gegenwärtiger Mangel an diesem Element die Ursache bestimmter körperlicher und vielleicht auch geistiger Wesenszüge ist, die sich nicht nur bei den Ureinwohnern einzelner Gebiete zeigen, sondern sich auch schon nach einer einzigen Generation auf Einwanderer übertragen. Hierbei denke ich besonders an eine bekannte Sammlung statistischen Materials aus Amerika, welches beweist, daß nicht nur solche Veränderungen tatsächlich vorkommen, sondern daß auch die verschiedenen Rassen darauf verschieden reagieren.

Die geographische Verteilung des Jods steht mit der Verteilung des Kalziums in ursächlichem Zusammenhang. Nach meiner Ansicht liegt hierin der Grund für die sehr engen physiologischen Beziehungen dieser beiden Elemente im Körper. Wo Kalzium reichlich vorhanden ist, ist das Jod knapp und umgekehrt. Man hat herausgefunden, daß die Anwesenheit von Kalzium alkalischen Boden zur Folge hat, wohingegen die Jodmenge von dem Säuregehalt des Bodens abhängt. Wie wir heute wissen, ist Jodmangel die Ursache des Kropfes, eine Körpermißbildung, die auf einer Schwellung der Schilddrüse beruht, und die man als eine von innen heraus erfolgte, nützliche Reaktion ansehen kann. In seiner einfachen Form scheint er ein Versuch des Körpers zu sein, eine möglichst große Quantität eines seltenen und kostbaren Stoffes, dessen Fehlen das Wohlbefinden des Individuums zu stören droht, sicherzustellen und aufzuspeichern. Kropf kommt beim Mädchen zweimal so häufig vor wie bei Knaben. Er tritt hauptsächlich in kalksteinreichen Gegenden auf, was früher zu der Vermutung führte, daß er durch den Kalkgehalt im Trinkwasser hervorgerufen werde. Heute nimmt man an, daß der Kalk nur indirekt den Kropf bedingt, nämlich durch seine Eigenschaft, einen Jodmangel im Boden zu verursachen,

und daß dieser Jodmangel die hauptsächlichste, vielleicht sogar alleinige Ursache des Kropfes ist. Personen, die am Kropf leiden, neigen dazu, lymphatisch zu sein, d. h. die Gewebe des Körpers speichern Flüssigkeit auf, während die Haut trocken wird. Ich vermute, daß es sich hierbei um eine atavistische Rückkehr zu einem weit zurückliegenden Stadium der Wirbeltierentwicklung handelt, in dem nicht nur Jod, sondern auch Wasser knapp waren. Und in der Tat, da spärlicher Regenfall die Ablagerung von Kalzium auf der Bodenoberfläche ermöglicht, und da die alkalische Eigenschaft des Bodens es erlaubt, daß das Jod sich als Gas in die Luft verflüchtigt (denn nur säurehaltiger Humus zieht die Jodgase gleichsam elektrisch an, so daß sie an den Partikeln des Grundgesteins haften), so läßt sich einwandfrei annehmen, daß alle trockenen Perioden der Erdgeschichte eine physiologische Sparsamkeit im Jodverbrauch erforderten. Wenn dies stimmt, sind wohl die Mechanismen, die dem sparsamen Verbrauch von Wasser und von Jod dienen, miteinander verknüpft worden. Bei eintretendem Mangel an einem dieser Stoffe müssen sich demzufolge noch jetzt diejenigen Reaktionen einstellen, die auch für den sparsamen Verbrauch des anderen Stoffes geeignet sind.

Diese Theorie hilft uns vielleicht, das anthropologische Rätsel zu lösen, warum die afrikanischen Buschmänner, abgesehen von ihrer unterschiedlichen Haarform, typisch mongolische Züge aufweisen: eine trockene gelbe Haut und eine mongolische Gesichtsbildung. Wir werden nachher sehen, daß die echten mongolischen Merkmale wahrscheinlich eine Folge von Jodmangel sind. Es gibt indessen fast sicher keinen Mangel an Jod in der Kalahari, wo die Buschmänner leben; vermutlich ist ganz Afrika nicht ausgesprochen jodarm bis auf ein bestimmtes Gebiet an der Westküste. Der Buschmann hat jedoch offenbar alle Merkmale entwickelt, die zur Sicherung eines physiologisch sparsamen Wasserverbrauches dienen, was ihm in seiner Wüstenumgebung von Nutzen sein muß. Dies wird besonders stark durch die Fettsteißbildung (Steatopygie), d. h. die übermäßig starke Gefäßentwicklung der Buschmänner, angedeutet. Das gleiche findet sich bei einigen Tieren, die in anderen Wüsten oder wüstenähnlichen Erdstrichen weiden, und bei gewissen Affen. An sich wird diese Entwicklung sowohl bei den Tieren wie auch bei den Buschmännern mit ästhetischem Wohlgefallen angesehen, und sie verdankt ihre auffallende Ausbildung wohl sicher einem Prozeß sexueller Auslese. Doch das entkräftet die Gründe unserer Auffassung von der physiologischen Nützlichkeit der Steatopygie nicht. Jedes öffentliche Anlockungsmittel muß auf die Sinne wirken, wenn es Erfolg haben soll, und die elterliche Bereitwilligkeit, auf derartige sexuelle Werbung einzugehen, würde in diesem Falle auf die Nachkommen Fähigkeiten übertragen, die ihnen das Weiterleben sichern. Durch die Wahl einer besonders gut entwickelten Gefährtin — nämlich einer, deren Körper die Fähigkeit zeigt, viel Nahrung und Flüssigkeit aufzuspeichern — wird das männliche Wesen sich dahin versichern, daß seine Kinder und Tochterkinder

ein möglichst geringes Todesrisiko durch vorzeitiges Versiegen der Muttermilch laufen. Eine Erbanlage also, die eine starke Fettsteigentwicklung hervorbringt, und die zu der instinktiven Schätzung dieses körperlichen Merkmals beim anderen Geschlecht führt, wird sich nicht nur fortsetzen, sondern sich gleichzeitig in denselben Blutlinien der typischen Wüstenbewohner verbinden.

Eine ähnliche Theorie der sexuellen Auslese kann man für die Erklärung anderer Rassenmerkmale anwenden. Betrachten wir z. B. das lange, straffe Haar der mongoloiden Völker. Ich möchte hier einschalten, daß der Ausdruck „mongolisch“ auch auf gewisse Arten von schwach sinnigen Kindern der weißen Rasse angewandt wird. Es ist festgestellt worden, daß diese sogenannten pathologischen Mongolen geheilt werden können, wenn man ihnen getrocknete Schilddrüsensubstanz reicht, in der viel von dem Jod des Körpers in konzentrierter und stark aktiver Form enthalten ist. Ferner hat man, wie bereits erwähnt, guten Grund zu der Vermutung, daß die körperlichen Formen der mongoloiden Völker durch den eine Auslese schaffenden Einfluß von Jodmangel bestimmt worden sind. Man hat z. B. nachgewiesen, daß der Grad der Körperwärme bei einer Gruppe von mongoloiden Individuen etwas geringer ist als bei Europäern, und es ist wohl bekannt, daß das Schilddrüsenhormon, dessen Grundstoff das Jod ist, eine künstliche Anfachung des „Lebensfeuers“ bewirkt. Auch gibt es viele Beweise dafür, daß Jodmangel häufig in einem großen Teil der Gebiete vorkommt, die heutzutage von den sogenannten mongoloiden Rassen bewohnt werden: Völkern mit langem, straffem, schlichtem Haar, gelber Haut und gewöhnlich – wenn auch nicht immer – mit breiteren Köpfen, als man sie sonst beim Menschengeschlecht vorfindet. Ganz besonders schwerwiegend ist dieser Jodmangel in der Himalajagegend der Kalksteingebirge, die aus anderen Gründen als das wahrscheinlichste Ausbreitungszentrum der mongoloiden Völker angesehen werden dürfen.

Wie aber konnte eine „sexuelle Bewunderung“ des langen, straffen Haares möglicherweise dazu dienen, einen Auslesevorgang in der Richtung verstärkter Jodsparsamkeit einzuleiten? Warum sollte eine geringe Zahl langer Haare auf einer Einheit der Kopfhaut die Tätigkeit des Schilddrüsenhormons weniger in Anspruch nehmen als eine größere Zahl kürzerer Haare, die auf einem ebensovogenen Teil der Körperoberfläche wachsen? Wenn wir annehmen, daß das Wachstum der Haare die aktive Mitwirkung der Schilddrüse erfordert – und diese Tatsache wird durch das gewöhnlich gemeinsame Auftreten von Kahlheit und Myxödem (Lymphatis) sehr wahrscheinlich gemacht – dann können wir folgern, daß die Entwicklung langen, straffen Haares das Wachstum einer verhältnismäßig nur kleinen Anzahl von großen Zellen nötig macht, während das Wachstum feinen Haares viel mehr Zellteilungen verlangt.

Man braucht nicht unbedingt zu vermuten, daß alle physischen Unterschiede, die heute die einzelnen Menschenrassen voneinander scheiden, sich

seit der paläontologisch jungen, mittleren Tertiärperiode, in der höchstwahrscheinlich die Entwicklung des Menschen vor sich gegangen ist, herausgebildet hätten. Unterschiede in der Haarform können sehr wohl schon einige der älteren Säugetierahnen des Menschenstammes charakterisiert haben, sie können zur selben Zeit als Einheits-Wesensmerkmale (nach Mendel) oder Genen ausgelesen worden sein, zu der andere ähnliche Faktoren, die ebenfalls dem rationierten Verbrauch besonderer mineralischer Stoffe dienen, ausgewählt wurden. Wenn das stimmt, läßt sich billigerweise annehmen, daß eine sogenannte „genetische Gebundenheit“ sich in jener fernen vor-menschlichen Periode herausgebildet hat und bis auf den heutigen Tag bestehen geblieben ist. Die „sexuelle Bewunderung“ und die sich hieran anschließende vorzugsweise Gesellung eines straffhaarigen Individuums mit einem anderen derselben Art haben nicht nur eine Vereinigung und Verstärkung der Wesensmerkmale, die die Erzeugung eben jenes Haartyps direkt betreffen, bewirkt, sondern sie haben außerdem auch den alten Gesamtkomplex miteinander verknüpfter Wesensmerkmale, die sich in diesem besonderen Falle wohl zu einer Zeit und in einem Gebiet des Jodmangels herausgebildet hatten, verstärkt und vorherrschend gestaltet. So könnten also diese Züge, wenn sie atavistisch wiederbelebt werden, noch einmal imstande sein, eine physiologische Sparsamkeit mit eben dem Jod zu gewährleisten, zu dessen Erhaltung sie ursprünglich durch Zuchtwahl ausgebildet worden waren.

Diese beiden herausgegriffenen Beispiele (die Fettsteißbildung bei den Buschmännern und das lange, straffe Haar der Mongolen) dienen zur Erklärung, wie äußerliche, sexuelle Abzeichen für die Ankündigung innerer, unsichtbarer, physiologischer Wesenseigenheiten gebraucht werden, Eigenheiten, deren Besitz wahrscheinlich die Aussicht für das Fortbestehen der Rasse wie des Individuums in einer Umwelt, die die fraglichen Instinkte und körperlichen Merkmale einst erzeugte, begünstigt. Der Raum gestattet mir hier nicht, mich über den Gegenstand noch weiter zu verbreiten. Ich möchte aber doch meine Meinung dahin äußern, daß die meisten, wenn nicht alle scheinbar nutzlosen Rassenmerkmale, die indessen von ihren Besitzern hoch geschätzt werden, sich bei näherem Zusehen als ähnlich physiologische Anlagen entpuppen werden, auf deren Konto das Fortbestehen der Naturtriebe und äußeren Kennzeichen zu setzen ist, wodurch umgekehrt wieder eine Verstärkung und Erhaltung jener vorteilhaften Wesenzüge bewirkt wird.

Die Mineralhypothese erschöpft sich jedoch nicht in ihrer Bedeutung für die Erforschung des Ursprungs der verschiedenen Menschenrassen und -völker und für das Verständnis ihrer gegenwärtigen Lebenskraft. Vielmehr führt sie auch zu einer Aufklärung der materiellen Ursachen, die möglicherweise aus dem letzten anthropoiden Vorfahren schließlich das erste menschliche Wesen entstehen ließen. Leider erlaubt es der knappe Raum nicht, dieses komplizierte und stark umstrittene Problem hier näher zu

erörtern. So muß ich mich mit der Bemerkung begnügen, daß einige menschliche Merkmale, wie die haarlose Haut, der kurze Arm mit der vielseitig begabten Hand und die Schwäche der Zähne und Kiefer als atavistische Degenerationerscheinungen betrachtet werden, die sich unmittelbar durch natürliche Auslese, unter zwingendem Einfluß von Mineralmängeln, einstellten. Andere Eigenschaften wiederum, wie z. B. die erhebliche Größe des menschlichen Gehirns und die Fähigkeit, aufrecht zu gehen, mögen wir als ausgleichende Entwicklungsformen ansehen, deren Herausbildung mittels Auslese gewissermaßen als notwendige Reaktion gegen die Hemmungen der oben erwähnten inferioren Organbildungen erfolgte.

Zum Abschluß müssen noch einige Worte über die praktischen Ausblicke gesagt werden, die sich aus unseren Theorien ergeben. Ich denke hier an den möglichen Einfluß, den besagte Mineralmängel in der Vergangenheit — und auch in der Gegenwart wieder — vielleicht auf die Geistesverfassung von Individuen und von Gruppen ausüben. Häufen sich doch die Beweise dafür, daß körperliche Vorgänge (zumal die Funktion der inneren Sekretionsdrüsen) sowie Unterschiede in der Zusammensetzung des Blutes (diese Zusammensetzung wird in erheblichem Maße von der Drüsensfunktion kontrolliert) für wichtige psychologische Erscheinungen maßgebend sein können. Ich habe schon bemerkt, daß ich einen Mangel an Kalzium für die Ursache verstärkt femininer Rassenmerkmale halte, und daß ein Mangel an Jod geeignet zu sein scheint, die Beibehaltung gewisser infantiler oder gar fötaler Anlagen zu fördern. Inwieweit diese Zustände des Infantilismus und der Femininität einander ähnlich sind und wie weit sie diametral entgegengesetzt sind, bedarf noch ausführlicher Erforschung. Einstweilen erscheint jedoch die Anschauung gesichert, daß eine Fülle an guter Nahrung mit allen erforderlichen Aufbaustoffen eine volle Entwicklung sämtlicher vererbungsfähiger Anlagen erlaubt, und daß sie ferner die natürliche Auslese solcher Typen fördert, bei denen diese Möglichkeiten noch weiter zum Ausdruck gelangen können. Auf der anderen Seite wird Mineralmangel, wie er sich vermutlich bei einer Lebensweise ohne viel Bewegung, unterstützt durch eine aus begrenztem örtlichen Bezirk erlangte Pflanzennahrung, einstellt, die Erzeugung infantiler oder femininer Spielarten des Menschentypus begünstigen. Diese Tatsachen liefern uns nach meiner Meinung, wenigstens zum großen Teil, die Erklärung dafür, daß in vergangenen Zeiten so häufig Ackerbauvölker unter der Herrschaft von an zahlgeringeren Hirtenstämmen gestanden haben. In unserer heutigen Zeit des gemischten Landwirtschaftsbetriebes werden solche Unterscheidungen natürlich versagen. Immerhin erhalten sie ihre Bedeutung, wenn man die reiche westliche Zivilisation, in deren Bereich tierische Produkte, besonders die mineralreichen Milchprodukte, ohne weiteres für fast alle Bevölkerungsschichten erreichbar sind, mit dem Leben im Orient vergleicht, wo der Druck der anwachsenden Bevölkerung die Haustiere wie deren Hirten aus den Hauptbevölkerungszentren hinausgedrängt hat.

Goethes Vermächtnis

VON
WOLFGANG GOETZ

Als wir am hundertsten Todestag Goethes der geöffneten Thür des Hauses am Frauenplan vorbeipilgerten, sagte Rudolf G. Binding: es sei doch vielleicht die erstaunlichste Tatsache in dieses Dichters Leben, daß er langsam und bewußt allmählich dies sein Haus gestaltet habe in der Gewißheit, daß es für die Ewigkeit geschähe. Und in der That, das Goethe-Haus ist nicht mehr ein Begriff oder gar ein Museum, eine Erinnerungsstätte, es ist selbst schon zur Idee geworden. Es ist lebendiges Leben, ein Stück seiner eigentümlichen Unsterblichkeit. Wenn Goethe aus einer Thür herausträte, wir würden kaum erschrecken, im Gegenteil: verlassen wir den Bau, so geschieht es immer mit einem leisen Gefühl der Betrübniß, daß Exzellenz heute ungnädig waren und nicht empfangen.

Wir wußten längst, daß dieses Haus noch ganz andre Schätze barg, als die in den zahlreichen Schaukästen uns an den Wänden gezeigt werden. Carl Alexander fuhr allsonnabendlich vor und blätterte in den unzähligen Mappen. Es war nur wenigen vergönnt, diese Kostbarkeiten zu betrachten. Dabei war es Goethes ausdrücklicher Wille, daß seine Sammlungen nicht verzettelt würden, sondern daß sie geschlossen dereinst der Allgemeinheit fruchtbar werden möchten. Gewiß hat er für sich gesammelt, aber doch auch im Hinblick auf die Zukunft. „Erwachsene gehn mich nichts mehr an. Ich muß nun an die Enkel denken.“ Er hat einmal in einem Briefe bekannt, daß er nicht reich sei, weil er sein Leben auf eine breite Grundlage gestellt habe. Und ein andermal erklärt er kühn, Leuten, die ein wertvolles Gut nicht verwalten könnten, müsse man es wegnehmen. Nach dieser in weniger erhabenem Munde höchst bedenklichen Maxime hat er unzweifelhaft sich als Wahrer und Hüter seiner Sammlungen gefühlt.

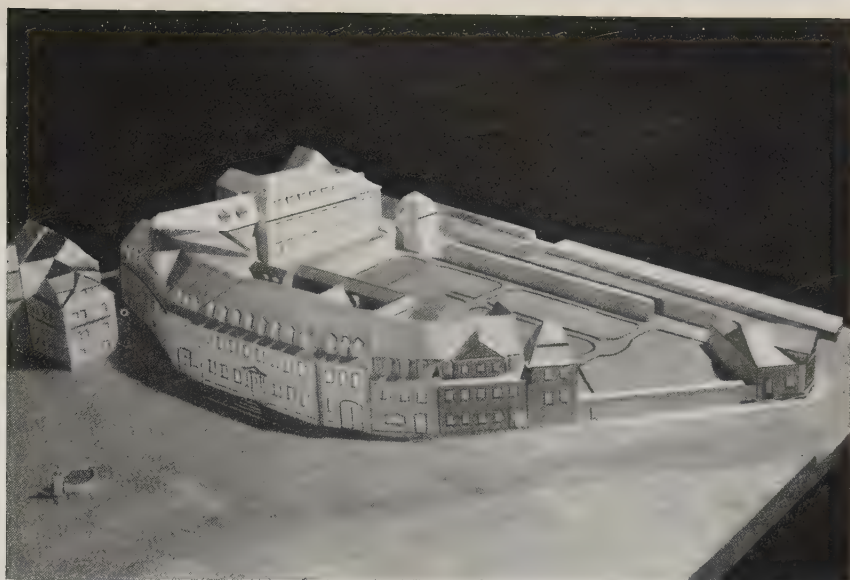
Als am 22. März 1832 die Welt das Licht seiner Augen verlor, bestand große Angst schon unter den Zeitgenossen, daß sein letzter und tiefster Wille nicht vollbracht werden würde. Die Furcht war berechtigt. Ottiliens, der Schwiegertochter, herzlich ärgerlicher Lebenswandel, ihre Unruhe, die sie

durch die Welt trieb, ließen das Schlimmste befürchten. Da in der Folge die immer eigenbröderischen Enkel kaum Zutritt verstatteten, wuchs die Besorgnis, es möchte allerlei verschwunden sein. Erst der Tod des letzten Goethe brachte die Erlösung, und mit Feierklänge tat sie sich auf, die eigensinnig lang verschlossene Pforte, wie Paul Heyse in einem seiner schönsten Gedichte sagt. Wer heute die ersten Bände des Goethe-Jahrbuchs oder der Schriften der Goethe-Gesellschaft durchblättert, fühlt das Schauern nach, das die Menschen damals erfaßt haben muß, als nun dieser Goethe-Reichtum sich segnend herabsenkte. Das Goethe-Haus selbst wurde zum Goethe-Museum. Bilder über Bilder bedeckten die Wände, die niemals zur Zeit des Dichters dort gehangen hatten, wie das Familienbild von Ceekaf, das Herman Grimm gestiftet hatte. Erst Karl Körschau räumte auf. Dittingen blieb auf seinem Wege, bis endlich die Direktion an Hans Wahl gelangte. Dieser vorzügliche Mann, ein wahrhaft frommer und getreuer Knecht, hat kürzlich die goldne Medaille der Goethe-Gesellschaft verliehen bekommen. Bei seiner Dankagung fragte er in seiner liebenswürdigen Art, ob es denn Lob und Lohn verdiene, solchen Dienst zu erfüllen. Man ist geneigt, solcher Bescheidenheit zuzustimmen, aber das Verdienst dieses glücklichen Amtswalters wollen wir denn doch in keiner Weise schmälern. Sein Ziel war, Goethes letzter Testamentsvollstrecker zu werden. Und er ist es geworden. Durch Jahre bitterster Kämpfe hat er dem Plan nachgetrachtet, die monumentale Goethe-Biographie im Bilde zu gestalten und die Kunstschätze breiter Öffentlichkeit zugänglich zu machen. Hans Wahl hat die widerwärtigsten Hemmungen überwunden, bis in der letzten Stunde von Schillers hundertunddreißigstem Todestag Adolf Hitler den Bau des neuen Goethe-Museums mit einem Federstrich ermöglichte, wofür nicht nur wir Deutschen ihm herzlichen Dank wissen. Noch im März 1932 lasen wir an der häßlichen Bauplanke, die den Platz des Museums von der Ackerwand bis zur Seifengasse abgrenzte den Spottvers:

Hier horstet still der Pleite-Geier:
Finanzministers Goethe-Feier.

In kürzester Frist und mit einem unwahrscheinlichen Aufwand von Arbeit konnte jetzt das neue Haus am hundertundsechszwanzigsten Geburtstag eröffnet werden.

Der Architekt, der leider verstorbene Weimarer Voigt, hat die überaus schwierige Aufgabe glücklich gelöst. Die große Gefahr, die stille Heimlichkeit des Gartens hinterm Haus zu zerstören, ist vermieden. Ein noch störendes Gitter wird durch eine grüne Hecke ersetzt werden. Vom Museum selbst gewinnen wir einen Blick auf Garten und Rückfront des Hauses, der Weimar bereichert.



Modell des 1935 eingeweihten Erweiterungsbaues des Goethe-National-Museums in Weimar. Die hell beleuchteten Teile sind der Neubau, der sich an das alte Goethehaus am Frauenplan anschließt und Goethes Garten östlich begrenzt.



Diese um 1850 entstandene häßliche Hauswand, die bisher den traulichen Eindruck von Goethes Garten vollkommen verdarb, ist jetzt durch den Neubau des Museums endlich beseitigt.

Das Museum selbst zu beschreiben, bedürfte eines Folianten. Was das alte Haus mit seinem Durcheinander nicht bieten konnte, hier ist's getan: das ganze unerhörte Leben unsres Größten ersteht von neuem vor dem schwindelnden Auge in Bild und Pracht. Aber zwanzig Räume stellen die größte uns bekannte Entwicklung eines Menschen dar, ohne zu übermüden. Hier wird nicht Seminar gehalten oder Kolleg gelesen. Wir schreiten staunend und stumm durch diese Räume mit ihrem überwältigenden Reichtum. Wir sehen ganz ab von den prächtigen Entdeckungen, deren Klärung Arbeit genug gekostet hat, von einem neuen Porträt Lenzens, dem ersten Bilde Peters im Baumgarten, den Goethe erzog, von Coronas Handabguß und selbst der Silhouette der Frau vom Stein, die den vorweimarischen Goethe entzückte. (Nur nebenbei, daß jenes berühmteste Bildnis Christianes keineswegs den Bettshaß des Hätschelhenry darstellt, sondern die Frau des Schauspielers Dels.) Der beste Goethekenner wird Überraschung über Überraschung erleben, und es ist drollig, zu sehen, wie selbst der Herr und Meister dieser Herrlichkeiten mitunter in Verlegenheiten gerät, was wir denn da nun vor uns haben. Wir sehen auch ab von jenen berührenden Zeichen eines riesigen Lebens wie den Stichen des Straßburger Münsters, die sich der junge Student kaufte, oder der zerschlossenen Generalstabskarte, die den Verfasser der Campagne in Frankreich begleitete und die heutigen Ansprüchen



Gartenansicht des Museumsneubaues

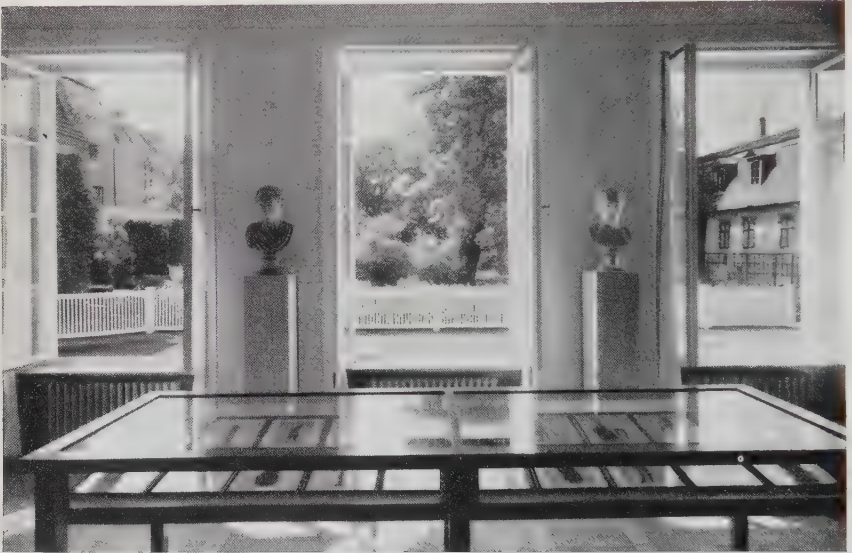


Corona Schröter

Kohlezeichnung Goethes vom 19. Juli 1777

nicht mehr ganz genügen dürfte. Wir wollen nicht einmal von jenem letzten Zimmer reden, das den zur Ewigkeit Gereisten zeigt mit den letzten Stücken seiner Sammlungen - es sind bezeichnenderweise Rembrandtskizzen: der Dichter des Götz und der Hymniker Meister Erwins kehrt als Uralter zurück zu seinen Anfängen. Dies alles klingt nach Philologie.

Wir wollen im Sinne seines Stifters diesen neuen Schatz, den Deutschland der Welt bietet, lebendig genießen. Und so behaupten wir kühnlich, dieses



Durchblick vom Erdgeschoß des Neubaus auf Goethes Garten

Vermächtnis bietet auch dem, der nie den Namen Goethe gehört hat, unendlich viel.

Einmal: dies Leben im Bilde stellt eine deutsche Kunstgeschichte im Bilde dar von rund einem Jahrhundert. Seekatz und Schwerdtgeburt umgrenzen etwa die Epoche. Dazwischen glänzen Namen auf wie Klawer, Trippel, Schadow, Rauch, Jagemann, Kolbe, Stieler, Preller und der unvergleichbare Sebbers (neuerdings wird behauptet, das erhabenste aller Goetheporträts, eines der stärksten Bildnisse überhaupt, sei nicht in Amerika, sondern in Rußland verschollen), von dem reizenden Kraus und den unzähligen mehr oder weniger anonymen Meistern des Schattenrisses abgesehen.

Zum andern: da ist der Zeichner Goethe. Vier Räume sind nur ihm gewidmet. Da ist eine Skizze von der schlafenden Corona Schröter. Wenn wir die Signatur La Tour darunter setzen würden, so wäre das kein Sakrileg



Silhouette der Frau von Stein

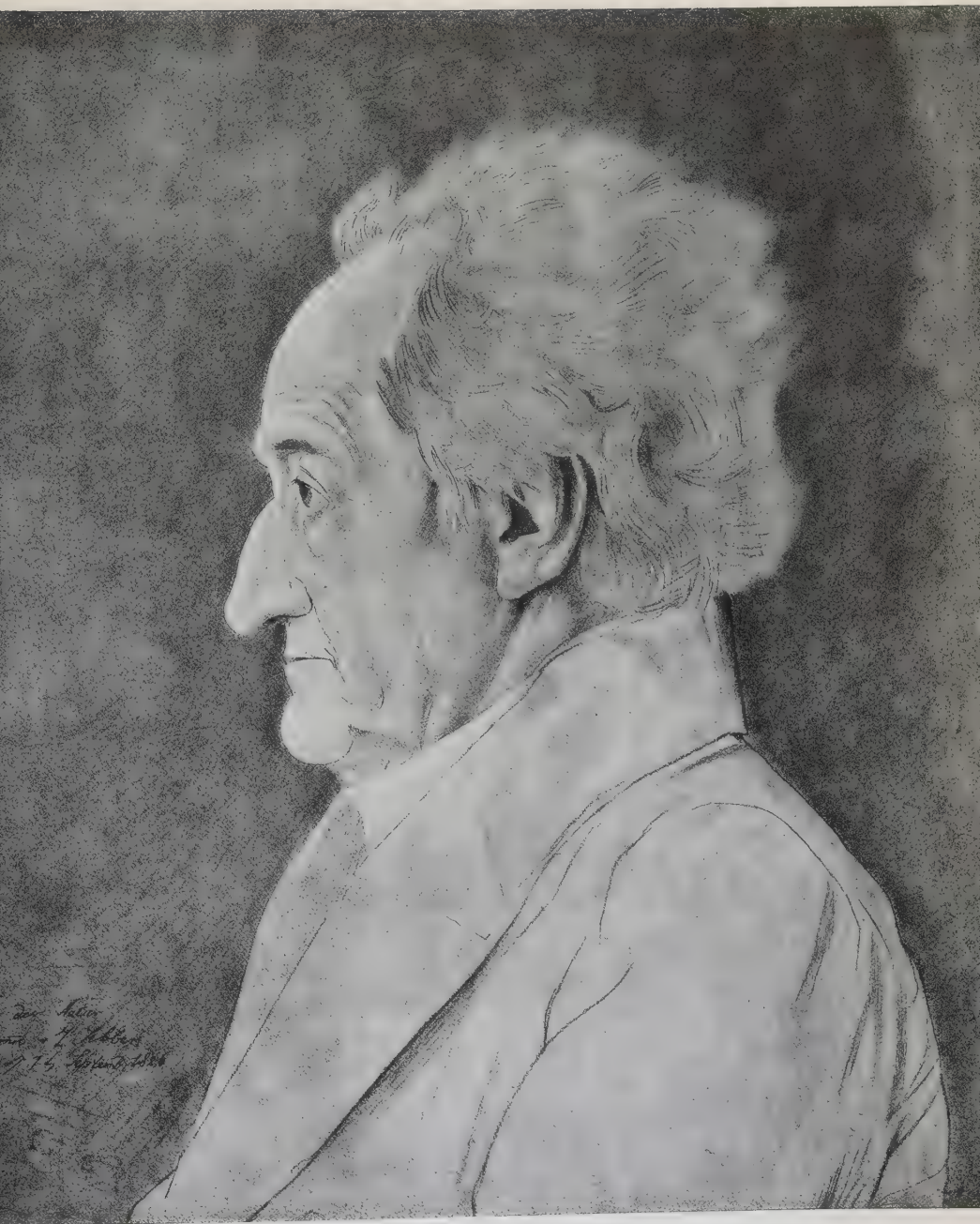


Ausstellungsraum mit Erinnerungen an Goethes vorweimarische Zeit

am Gedächtnis des großen Franzosen. Es ist nur mehr: wie leicht kann man einen Schlafenden mit einem Toten verwechseln, hier glauben wir das leise Säusen der lieblichen Stimme zu vernehmen. Hier sind zwei fast schwarze Felspartien am Meere wohl neapolitanische Küste – Vorahnungen Prellers, nur eben viel erschütternder. Sonnenflecken in einem deutschen Walde, frech hingeworfene Aquarelle. Wir wiederholen immer und immer wieder die Frage: wer zu jener Zeit hat das gekonnt, was der malerische Dilettant Goethe vermochte?

Drittens und letztes: die Sammlung der fremden Handzeichnungen. Sie ist – Patent Hans Wahl – in überaus handlichen Vitrinen untergebracht, die auch rasch zu entfernen sind, um einer Konferenz, einem Vortrag Platz zu machen. Sie sollen überdies Wechselndes zeigen. Hier ist versammelt, was ein edler Geschmack sich durch die Jahrhunderte wandelnd anhäufte. Majoliken, Bruchstücke altrömischer Wandmalereien, Bronzen, Medaillen, sogar die asiatischen Träsen, vor denen der Dichter der zahmen Kenien einen fast körperlich spürbaren Graus empfand, fehlen nicht. Den Kern aber bilden die Handzeichnungen alter Meister. Hier sind nun die großen Namen der Kunstgeschichte versammelt: neben Watteau sehen wir Peter Floetner. Besonders ausgezeichnet Rembrandts – wenn man bei diesem Meister sich ohne Superlativ ausdrücken darf – neben hochachtbaren Aquarellen des Mahler-Müllers, die gestern gemalt zu sein scheinen. Die Italiener dürfen selbstverständlich nicht fehlen. Es mag bei diesen Andeutungen und der Feststellung bewenden, daß in diesen rund zweihundert Zeichnungen der gegenwärtigen Ausstellung keine Niete ist.

Wenn all diese Schätze am fünfzigsten Geburtstag der Goethe-Gesellschaft uns Deutschen und der Welt dargeboten werden, so ist dies ein sehr glücklicher und heiterer Zufall. Allein wir sehen in der Eröffnung dieses Museums etwas viel Wesentlicheres: ein monumentales Leben stellt sich monumental dar. Ähnliches gibt es unseres Erachtens auf der Welt nicht, und daß gerade Goethe, der wie kein anderer auf Anschauung drang, als erster so lebendig in Erscheinung tritt, ist voll höchster Bedeutung, ja, wir können lächelnd vermuten, daß hier ein in das Testament „hineingeheimstes“ Rätsel seine Lösung findet, unwillkürlich und überraschend. Man sollte meinen, daß der Besucher mit einem Gefühl der Niedergeschlagenheit, der Entsagung, vielleicht sogar der Verzweiflung den letzten Saal mit den herrlichen gothischen Glasmalereien verläßt, daß also auch über dieser Pforte das: *lasciate ogni speranza* steht. Das genaue Gegenteil ist der Fall. Wir werden aufgeregt und angespornt: „Söhnlein, werde dir die Kunde, was man alles leisten mag“, und wie ein Segen summt es hinter uns her: „Lebt nur weiter, es wird schon gehn“.



Der Siebenundsiebzigjährige.

Verschollene Kreidezeichnung von Ludwig Sebbers aus dem Jahre 1826.
(Nach einem Lichtdruck in der Sammlung Kippenberg, Leipzig.)

Wenn ein sehr junger Schriftsteller in einer noch kindlicheren Novelle einen Sonderling sagen läßt: „Ich will eine Nation von lauter Goethes“, so könnte auf solche Weise der etwas kühne Wunsch Erfüllung finden. Ein Gesundbrunnen deutscher Kraft ist erschlossen und sprudelt heilquillend hoch empor. Schlürfe die deutsche Jugend diesen lebenspendenden Trunk, und möge der Erzieher so wenig lehrhaft seinen Schülern dieses Haus zeigen, wie es selbst nicht lehrhaft ist! Ich für mein Teil würde beginnen: „Es war einmal ein kleiner Knabe, der hieß Johann Wolfgang Goethe“, und würde langsam weiterschreitend den Mythos dieses Daseins erzählen, um zu enden: „Der Mann aber hat wirklich gelebt und war ein Deutscher“. Es braucht ja nicht jeder gleich eine Pandora oder einen Faust zu schreiben, aber ein Leben groß zu steuern, ist dem Ärmsten möglich. Hier kann er mit Augen sehen, mit Händen packen, wie man „umrungen von Gefahr“ dies letzte, höchst Erzwungene erzwingt. Dies scheint uns die einzigartige Offenbarung dieser lebendig reichen Schöne. Denn das größte Kunstwerk des Mannes Goethe, sein Leben ist aufgetan. Nun lebt er fort und fort unter uns. Jetzt ist er unser, sofern wir nur wollen. Erleben wir, was er uns vorlebte!

Beglückwünscht jubelnd euch, Deutsche, zu diesem Erzieher des Menschengeschlechts!



Blick aus dem Neubau auf das alte Goethehaus

Alle Photos vom Goethe-National-Museum in Weimar.

Das nomadisierende Europa

VON PETER WEBER

Im Deutschen Reiche fehlen 333000 Frauen im heiratsfähigen Alter (von 16½ bis 33½ Jahren) auf dem Lande. Das hat das Statistische Reichsamt festgestellt; es hat zugleich errechnet, daß dem Frauenmangel auf dem Lande ein fast gleich großer Frauenüberschuß in den Städten gegenübersteht: 324000 Mädchen, für die sich kein Mann findet und finden wird. Die Schuld an diesem fehlerhaften Zustand wird dem weitgehenden Wohnungsmangel in den ländlichen Gemeinden zugemessen, dessen Folge ist, daß junge Leute, die heiraten möchten und könnten, keinen Platz für ein noch so bescheidenes Heim finden, und daß im besonderen die so „überschüssigen“ jungen Mädchen in die Stadt abwandern. Das Organ des Reichsnährstandes fordert angesichts dieser verkehrten Welt einen Einsatz der gesellschaftlich bereitgestellten Mittel zur Förderung des Wohnungsbaues auch für das Land.

Wir haben hier eine typische Erscheinung, an der das Kernproblem unserer Zeit abzulesen ist: die Nomadisierung der europäischen Völker. Der Ausdruck ist nicht eben schön, aber bezeichnet treffend die gewaltige äußere und innere Umwälzung der letzten hundert Jahre. Die Hauptursache dieser Nomadisierung ist bekannt: die Erfindung der Maschine, die Industrialisierung. Sie gaben den Anstoß einmal zu der riesigen „Binnenwanderung“ besonders in Deutschland. Dann zu einem gewaltigen Anwachsen der Städte und Industriegebiete, unmittelbar und mittelbar. Mittelbar durch eine geradezu unheimlich schnelle Vermehrung der Bevölkerung, die sich mit der fortschreitenden Industrialisierung und der folgenden Industriewirtschaft auch einen fortwährend wachsenden Arbeits- und Lebensraum schuf, der scheinbar unbegrenzte Entwicklungsmöglichkeiten bot. Dieses Zeitalter der Erfindungen und technischen Entwicklungen brachte zugleich einen gewaltigen Fortschritt der medizinischen Wissenschaft und der Hygiene. Dafür ein paar Zahlen: 1850 zählte man in Deutschland ungefähr 36 Millionen Menschen. Zwei Generationen später, bis vor Ausbruch des Krieges, hatte sich diese Zahl verdoppelt; 1914 lebten in Deutschland 68 Millionen, und viele Millionen Deutsche waren nach den überseeischen Ländern ausgewandert. Die Bevölkerung Europas insgesamt betrug im Jahre 1800 rund 180 Millionen, heute übersteigt sie 520 Millionen. Sie hat sich fast verdreifacht, wobei die Abwanderung von gut 30 Millionen und die direkten und indirekten Opfer des Krieges, die man mit 12 bis 15 Millionen kaum zu hoch anschlägt, nicht mitgerechnet sind.

Die Menschen zu Beginn dieses schicksalschwangeren Jahrhunderts glaubten noch an ein unbegrenztes Fortschreiten der phantastischen Entwicklung, in die sie hineingeboren waren. Technik, Industrie, Wissenschaft

und Forschung entwickelten Fähigkeiten und Energien der abendländischen Völker, denen in der Weltwirtschaft sich scheinbar unerschöpfliche Möglichkeiten boten. Die Völker Europas schienen den jahrhundertelangen Kampf und Zwist untereinander überwunden und in der Sphäre der Weltwirtschaft den Weg zu einem unblutigen Ausgleich machtpolitischer Gegensätze gefunden zu haben. Aber es schien nur so, als ob die europäischen Völker zu einer neuen Art abendländischer Gemeinschaft kommen könnten. Der alte Geist der Feindschaft und der Mißgunst führte dazu, daß Europa 1914 in den großen Krieg „hineinschlidderte“, der zu einem Weltkrieg wurde und den brüchigen Boden bloßlegte, auf dem die scheinbar so große Epoche des letzten Jahrhunderts stand. Scharfe Augen hatten die innere Brüchigkeit schon lange vor der Katastrophe erkannt. Denn diese ganze phantastische Entwicklung hatte sich das Wichtigste nicht schaffen können: die gesunden, festen Ordnungsformen. Der Grund lag mit in der Nomadisierung der in den großen Städten und Industriegebieten aufgeschwemmten Menschenmassen, deren geistige Verwirrung alle Volksschichten ergriff und durchseuchte.

Nomaden nennen wir Völker und Stämme, die keine Bauernwirtschaften und keine Städte haben, sondern in einem gewissen Raum ihre Herden treiben. Das ist für diese Völker eine natürlich gewachsene Ordnung. Wo und wann Nomaden aus ihrem Lebensraum ausbrachen, verheerten und zerstörten sie die Welt (Hunnen, Mongolen, Türken). So etwas wie einen nomadenhaften Eroberungszug machten auch die europäischen Völker in die neuentdeckte Welt. Aber sie kamen – wenn auch anfangs zerstörend und raubend – als Bauern und Handwerker in die fremden Länder, den weißen Völkern neuen Lebens- und Kulturraum schaffend. Sie schlugen Wurzel – das war das Entscheidende. Einen neuen nomadischen Typ entwickelte das industrialisierte Europa (und Nordamerika): den Industriearbeiter. Die erste Welle kam vom Land und aus den kleineren Städten. Sie legte den Grund zum sogenannten vierten Stand, zum „Proletariat“. Diese Industriearbeiter aber schlugen in dem neuen Lebensraum schlecht Wurzel. Ihre Bezahlung war sehr mäßig, die schnell aufgebauten Massenquartiere waren schlecht, eben nicht mehr als „Quartiere“. Ihre Existenz war durchaus ungesichert, das Arbeitsverhältnis konnte von einem Tag zum anderen Tag gelöst werden. Die Arbeiter lebten zum großen Teil buchstäblich wie die Nomaden, jeden Augenblick vor dem Zwang, aufbrechen und eine neue Arbeitsstätte suchen zu müssen. Aus dieser Unsicherheit heraus, aus der ewigen Bedrohung durch Arbeitslosigkeit, Armut, Hunger, durch Not bei Krankheit und Unglücksfällen, durch die Kurven des Auf und Ab der modernen Wirtschaft wuchs die rein materialistische Weltanschauung der Arbeitermassen, die zwangsläufig zur Minderbewertung und Verneinung aller anderen Lebens- und Kulturwerte führen mußte.

Die soziale Gesetzgebung, so vorbildlich sie war und so Großes sie schuf, hatte eine immer peinliche Nebenwirkung: den Kampf der Arbeiter gegen die

anderen Schichten, denen sie abgerungen werden mußte. Es hatten zwar, früh schon, zunächst aus dem natürlichen Selbsterhaltungstrieb der alten Schichten heraus, Bestrebungen angefaßt, diese wachsenden Menschenmassen in die bestehende Ordnung einzugliedern. Erst gingen diese Bemühungen von weitblickenden Männern der bürgerlichen Schichten und von Kirchenführern aus. Dann aber kam, mit Märg, etwas Fremdes, Verhängnisvolles in diese Bewegung hinein: die Klassenkampffideologie, die Ideen von Klassenstaat und von der Interessengemeinschaft des internationalen Proletariats. Das führte allmählich bis zur Verneinung der natürlichen Volks- und Blutsgemeinschaft, der Grundlage jeder gesunden Ordnung. Der Kommunismus ist die Krönung dieser Entwicklung.

Typisch für diesen Entwicklungsprozeß, dem sich der gesunde Geist des deutschen Arbeiters, besonders des religiös gesicherten, entgegenstimmte, war der Kampf um die sogenannte Freizügigkeit. Gesund in der Idee, den Arbeiter vor Ausbeutung zu schützen, ihm den Arbeitsmarkt offen zu halten und seinen Kindern die Aufstiegsmöglichkeit zu sichern, führte sie vielfach zu einer geradezu nomadenhaften Einstellung zur Arbeitsstätte. Arbeitskämpfe, Streiks, Aussperrungen, die mit der Technik wachsende Entpersönlichung der Arbeit usw. taten das ihrige dazu. Viele Betriebe, Vernunft und Einsicht folgend, bemühten sich, einen festen Stamm ansässiger Arbeiter und Facharbeiter zu halten. Zum Teil mit Erfolg. Aber so etwas wie Werks- und Betriebsgemeinschaft paßte den margistischen Gewerkschaften nicht, noch weniger den Kommunisten. Denn sie wollten die innere und äußere Aufspaltung, wollten den Klassenkampf. Die Kommunisten z. B. besetzten alle Funktionärstellen mit ortsfremden Elementen, um jede Bindung auszuschalten. Sie bekämpften heftig, daß sich der Arbeiter etwa einen Schrebergarten oder ein Siedlungsstück erwarb. Er sollte nicht sesshaft, nicht bodenständig werden, sollte keine „Heimat“ haben, damit er für den „Kampf“ frei bleibe. Und aus diesem Geist entstanden die zahlreichen „proletarischen“ Organisationen, die alle Alter und Schichten erfaßten, von den unmündigen Kindern bis zu den Invaliden. Eine gewaltige Volkschicht sollte mit allen Mitteln verhindert werden, im Boden des Vaterlandes und der Heimat gemeinsam mit den anderen Volkschichten gesunde und feste Wurzeln zu schlagen. Selbst den Kleinbauer suchten der Margismus und Kommunismus aus seiner natürlichen Gebundenheit und Ordnung zu lösen.

Ein Blick auf die Jugenderziehung und Schule in der Nachkriegszeit zeigt diese verhängnisvolle Zerkleinerung des deutschen Volkes am deutlichsten. Auf der Nationalversammlung in Weimar machte man den Versuch, ein Reichsschulgesetz für die einheitliche Erziehung der Jugend zu schaffen. Kläglich scheiterte dieser Versuch. Denn es stellte sich heraus, daß fast jede der Parteien und Schichten ein eigenes Erziehungssystem hatte, und daß sie völlig unvereinbar miteinander waren. Und nun wurde die Schule ein Kampffeld für die Politik und die vielen „Weltanschauungen“. Schul- und Kulturpolitik waren in den einzelnen Ländern mal links, mal rechts „orientiert“,

je nachdem welche Koalition regierte. Die Sozialdemokratie aber setzte, in traurem Verein mit den Kommunisten – und manchmal auch unter Beihilfe demokratisch-liberaler Parteien – die sogenannten „weltlichen“ Schulen durch, die sinngemäße Weiterentwicklung auf dem Wege, den das Bürgertum der Aufklärung mit den Simultanschulen beschritten hatte. Marxisten und Kommunisten bemächtigten sich dann auch allmählich der kommunalen Bildungseinrichtungen, der Volksschulen, Bibliotheken, Kinderheime usw. und bearbeiteten die „Parteijugend“ in Parteischulen, Lagern und dergleichen. Millionen junge Deutsche wurden erzogen und gedreht zu Atheisten, Kirchenhassern, Staatsfeinden, Internationalisten, Bolschewisten, Klassenkämpfern, Pazifisten, Kriegsdienstverweigerern – nur zu einem nicht: zu deutschen Menschen.

Das war der Weg zu einer völligen Nomadisierung. Außerlich bedingt durch die Maschine, die Binnenwanderung, das Aufblähen der Städte, die Mietskasernen, die fluktuierende Masse der ungelerten Arbeiter, das kapitalistische Wirtschaftssystem und seine Unruhe. Innerlich parallel erfolgte die Lösung und Lockerung aller natürlichen Bindungen und Ordnungen. Das, was man Kultur nennt, starb ab. Industrie und Wirtschaft überwucherten in ständigem Expansionsdrang die kulturschöpferische Arbeit, und der neue überhitzte Lebensraum von Millionen wurzelarmer und wurzelloser Menschen ließ das Wachsen einer neuen Ordnung, einer neuen Lebens- und Kulturform nicht zu. Diese Epoche hat sich selber charakterisiert durch die Prägung des Wortes „Arbeitskraft“, durch die Gleichung: Maschinen = Arbeitskraft, Mensch = Arbeitskraft. Der Mensch war zum Handlanger einer Maschine geworden, zu einem kleinen Teilstück eines Riesenmechanismus, der Menschen verschleißte, verbrauchte, abschrieb wie Maschinen. Der Mensch war kein Mensch mehr, er wurde Bestandteil eines Betriebs und einer Organisation. Während Technik, Wissenschaft, Erfindungen eine geradezu phantastische Vielheit von Lebensmöglichkeiten schufen, geriet der Mensch in eine neue Art Einsamkeit und Verlassenheit, innere Leere und Haltlosigkeit, daß er den Sinn des Lebens nicht mehr sah. Die Gier nach Geld und Genuß – eine psychische Seuche – fraß sich in Millionen ein; sie wurde ihnen zum Lebensziel. So sehr, daß darüber der primitivste Selbsterhaltungstrieb, der jede Kreatur zur Fortpflanzung ihrer Art treibt, zu verkümmern drohte. Der Mensch drohte unter das Tier zu sinken, dessen Lebenswille statisch ist; der natürliche Lebenswille des Menschen aber ist dynamisch. Man proklamierte das „Recht auf den eigenen Körper“, auf die Lust und das Vergnügen. Kinder wurden als Last angesehen und der Kinderreiche als der Dumme verschrien. Wie man, wurzellos, nichts hinter sich sah, keine Geschichte, keine Tradition, so sah man vor sich keine Zukunft, keine Aufgabe, keine Verpflichtung für Kinder und Enkel.

Daß die Kräfte, die aus dem Jenseitigen, dem göttlichen Urgrund allen Seins, in das Leben hineinwirken, bei solch niedrig-krankhafter Sinndeutung des Lebens verkümmern mußten, ist klar. Gottgläubigkeit, Religion starben

in den Menschen mehr und mehr ab, die Kirchen waren mehr Organisationen als lebendige Gemeinschaften in Christus. So ging der ohnehin schon brüchige Boden christlicher Moral und Weltordnung, der immerhin noch bis ins 19. Jahrhundert hinein die Lebensordnungen der abendländischen Völker stützte, fast völlig zu Bruch. Die Zeit der „Aufklärung“ wollte keinen Gott und kein göttliches Gesetz mehr kennen und anerkennen. Und so machte man sich an die Schaffung eines Gottesatzes. Die Zeit der sogenannten „Weltanschauungen“ brach an. Die Nachkriegszeit bescherte uns die Früchte dieses grotesken Irrwahns. Und sie zeigte, wie weit schon alle Schichten in den großen Auflösungsprozeß, in die geistige Nomadisierung hineingezogen worden waren. Erschütternd ist das Ergebnis der Religionsstatistik der Volkszählung in Hamburg vom 16. Juni 1933. 349 „Religionsbezeichnungen“ in einem so beschränkten Raum! Und nicht einmal diese Zahl ist das Wesentliche, sondern der schnelle Wandel und Wechsel. Seit 1925 wurden sage und schreibe 214 neue Religionsbezeichnungen aufgebracht, 123 Bezeichnungen waren wieder verschwunden! Ein wahres Babel religiöser und geistiger Nomadisierung.

Bleibe noch ein Wort zu sagen über die Kunst. Sie war zu einem Experimentierfeld geworden, bestimmt von den „Weltanschauungen“ der Schichten und Klassen, beherrscht von vielfach wurzellosen Menschen. Sie blieb ohne die innere Schau einer großen Mission und ohne die schöpferischen Funken, den, wie den prophetischen Sehern einer neuen Zeit, nur die Gnade geben kann. Wir lebten in einer Welt ohne Gnade, in welcher der Geist nicht wehte, in einer Welt, die nicht einmal die Gnade fand, in ein paar Heiligen, Mystikern und Sehern das Licht leuchten zu sehen, das in eine hellere Zukunft weist. Dafür gab es um so mehr Scharlatane und Narren, die sich als Propheten, Erlöser und Beglückter ausgaben, und denen die Massen nachliefen.

Es kam der große Krieg. Selbstverschuldetes Verhängnis, Prüfung? Wer vermag es zu sagen? Er zwang Millionen vor die größte und letzte Bewährung. Und er brachte den ersten Schritt zu einer inneren Wende, von der Nomadisierung zur Gemeinschaft. Der Mann fand den Weg zur Kameradschaft wieder, einer Kameradschaft, die mit Blut gekittet war. Der Zusammenbruch aber erstickte – wenigstens fürs erste – den Geist, der die Wehen der Erneuerung ankündigte. Das nomadisierende Europa verlor alle Begriffe von Maß, Bindung und Zusammenhalt. Die große Krise setzte ein, und das deutsche Volk war den Kräften der Zersetzung völlig ausgeliefert. Die Massenarbeitslosigkeit drohte die letzten Bindungen zu zerreißen und die deutsche Jugend dem Bolschewismus in die Arme zu treiben, der die Entwurzelung als die neue Heilslehre der Menschheit predigt und in Rußland radikal durchführt. (Hier wächst eine Gefahr für Europa herauf, die nicht unterschätzt werden darf, da die Verelendung riesiger Bauernmassen in dem östlichen Randstaategürtel ein bedenkliches Angriffsfeld bietet.) Da kam aus dem gefunden Selbsterhaltungstrieb des deutschen Volkes der innere Umschwung.

Das Problem, dessen Lösung unsere Aufgabe ist, heißt: Überwindung des Geistes der Nomadisierung. (Es ist nicht nur eine deutsche Aufgabe, sondern die des weisen Mannes überhaupt.) Es ist eine Aufgabe von wahrhaft säkularer Bedeutung, denn die Art ihrer Lösung wird ohne Zweifel das Gesicht der kommenden Zeit und der folgenden Generationen formen. Die Aufgabe ist instinktiv erfasst und bereits auf breiter Form angepackt. Der deutsche Bauer ist in seinem Besitz gesichert und befestigt, die Abwanderung vom Land ist zu Ende, es hat im Gegenteil eine verstärkte Siedlung eingesetzt, davon mehr als ein Drittel Landarbeiter. Die Klassenideologie wird auf das schärfste bekämpft, und mit allen Mitteln wird daran gearbeitet, die alten Schichtengegensätze zu überwinden und die Massen in eine neue Form der Gemeinschaft einzubauen. Die Betriebsgemeinschaft ist geschaffen, die den Arbeiter und Angestellten an seine Arbeit und Arbeitsstätte als sein Arbeitsfeld binden soll. Der Mensch soll nicht mehr wie eine Maschine bloße „Arbeitskraft“ sein. Das „Amt für Schönheit der Arbeit“ hat angefangen, diese Bindung vom Menschlichen her zu verstärken, ein Bemühen, das nicht hoch genug anzuschlagen ist. Die NS-Kulturgemeinde sucht, in diesem Rahmen gesehen, die Bindung und Verwurzelung vom Geistigen her zu schaffen; sie will dem Arbeiter und Angestellten sein Theater, seine Kunststätte geben, Erholung, Entspannung usw. vermitteln. Sie sollen, ganz primitiv ausgedrückt, „heimisch“ werden. In diesem Sinne wirkt auch alles, was das innere Leben der Heimat, die Heimat- und Bodenverwurzelung fördert. Die Arbeiterfiedlung setzt sich das ausgesprochene Ziel, „Vaterhäuser“ für die kommende Generation zu schaffen, möglichst außerhalb der Stadt, hineingewachsen in die Landschaft, um Heimat und Selbsttätigkeit zu schaffen. Alles in allem: überall das Bestreben, die natürlichen Bindungen neu zu knüpfen und zu stärken, organisches Wachstum zu schaffen, im Kampf gegen alles Nomadische. Es ist verständlich, wenn bei diesem Bemühen um neue Gemeinschafts- und Ordnungsformen viele alte Glaubens- und Ordnungsdogmen nicht mehr als sokrosankt gelten können. Und es ist auch klar, daß in solchen neuschöpferischen Perioden innere Spannungen und Disharmonien entstehen müssen. Sie zu lösen, erfordert einen weiten Blick.

Der Zug der Zeit, sich wieder in den Boden, in die Heimat – fast könnte man sagen: in die Enge – festzuwurzeln, scheint auf den ersten Blick in etwas groteskem Gegensatz zu der ganzen technischen Entwicklung zu stehen. Denn diese hat im Zeitalter des Flugzeuges, des Autos, des Radios und der modernen Nachrichtenübermittlung durch die Presse das Weite in greifbare Nähe gerückt. Aber die vielen bösen Erfahrungen mit dem früher so hochgepriesenen Fortschrittsglauben haben dem Menschen eine heilsame Lehre gegeben. Er legt wieder Wert auf festen, guten Boden unter den Füßen. Von da aus all die schönen und großen Möglichkeiten der so greifbar nahen Welt in neuen Formen zu entwickeln, das ist die andere Aufgabe unserer Zeit. Das nächste Ziel heißt hier: Europa, die Gemeinschaft der abendländischen Völker.



Nach einer Zeichnung von P. Ermini. Phot. Historischer Bilderdienst

GRAF ALESSANDRO MANZONI

1785—1873

Die Gelegenheiten zu gewissen Lasten und Tugenden auf die Richtungen zurückführen wollen, welche die politischen Grundlagen einem Volke gegeben haben, ist eine wohlbegründete Untersuchungsweise, die schöne und bedeutsame Entdeckungen gezeitigt hat, welche letztlich viele schlechte Einrichtungen aus der Welt geschafft haben und dies auch weiterhin tun werden; in einer oder mehrerer dieser Ursachen jedoch die ganze Sittlichkeit der Menschen voraussetzen — sich einbilden, daß das ganze Leben glatt und einfach werden würde, wenn nur eben der Stein des Anstoßes beseitigt würde, den man unmittelbar vor Augen hat, das heißt die Natur des Menschen völlig aus dem Auge verlieren.

Die Fähigkeit, unabhängig von den politischen Beziehungen auf die Menschen einzuwirken, scheint mir eines der schönsten Charakteristika die Weisheit und Dauerkraft der Religion. Die politischen Systeme sind für sämtlich verwickelter Natur; sie verteidigen und sie angreifen sind Unternehmungen, in die nur zu leicht sowohl ehrenhafte als sündhafte

Mittel eingreifen können, und die daraus erfließenden Wirkungen sind aus Gut und Böse gemischt, unberechenbar zumeist für diejenigen, welche sie hervorbringen wollen.

Die wahre Religion sollte dem Menschen eine Führerin sein zu richtigem Handeln in jedem beliebigen Augenblick und innerhalb eines jeden politischen Systems; sie soll Mittel herbeischaffen, vermöge welcher der Mensch, der gerecht sein will, dies wirklich sein kann, wenn sich auch die andern darauf versteifen mögen, es nicht zu sein, wenn auch Ursachen bestehen, die ihn zum Bösen hinführen könnten (denn diese Ursachen lassen sich nicht beseitigen). Sie hat sich die Aufgabe erwählt, unmittelbar auf das Gemüt aller jener einzuwirken, welche ihr Gehör geben wollen: denn diese Wirkung ist die einzige, die schnell erfolgt, zuverlässig, dauernd und allgemein ist. Und man beachte es, daß diese Aktion, während sie selbst von den politischen Ursachen unabhängig ist, dennoch auf diese einen wohlthätigen Einfluß übt, da sie, sobald sie Gehör findet, die Menschen zur Gerechtigkeit antreibt und dadurch auch die Einrichtungen abändert für den Fall, daß sie etwa schädlich wirken.

Worauf gründet sich der Vorwurf des Helvetius, welcher behauptet, die von den Morallehrern, welche er als geistlose Schwächer hingestellt, empfohlenen Gebote maßvollen Verhaltens könnten irgendeinem Privatmann nützlich sein, würden aber die Völker, welche sie sich zu eigen machen würden, zugrunde richten? Nein — wenn alle sie annähmen, würden sie gewiß nicht zugrunde gerichtet werden: denn, da sie dann alle sich maßvoll verhalten würden, müßten keine Energien mehr auf die Verteidigung verwendet werden. Aber, wird man sagen: gerade darum, weil die andern Völker nicht von solcher Mäßigung erfüllt sind, würde dasjenige, welches sich einer solchen besleißigen wollte, unterliegen. Diese Annahme ist häufig wiederholt worden — ist sie aber erwiesen? Steht es wirklich fest, daß eine maßvolle und gerechte Nation weniger Energien bewahren würde als die übrigen? Steht es fest, daß man die Eignung zur Verteidigung nur dann haben kann, wenn man sich für einen Angriff eingeübt hat? Die Geschichte scheint mir das gerade Gegenteil zu erweisen. „Aber“ — wird man schließlich noch sagen — „diese Vollendung ist Chimäre!“ Ja, ist denn das auf Entfaltung der Leidenschaften gegründete Glück eine Wirklichkeit? Wo erhält man Kunde von einer aus der Gewaltthätigkeit entstandenen Befriedigung? Sehen wir in der Geschichte nutzlose Reue und Tränen, für die es keine Tröstung gibt, im Gefolge der Mäßigung und Gerechtigkeit? Sind sie es, welche, sobald sie ihre Absicht erreicht haben, immer unruhiger und vergrämter werden? Die erste Art von Glück ist Chimäre um der Widerspenstigkeit der Menschen willen, welche sie erwählen könnten und doch nicht wollen, die zweite ist Chimäre schon zufolge der Natur der Sache.

Die Gesetze zielen — wenn man annehmen will, daß sie in rechtschaffener Absicht verfaßt worden sind — auf Gerechtigkeit und Ruhe ab: zwei Ziele, die sich sehr schwer vereinigen lassen, weshalb sie zumeist gezwungen sind, das erste von ihnen dem zweiten zu opfern; die Religion strebt danach, auf ruhige Weise zur Gerechtigkeit hinzugeleiten: denn sie bestimmt diejenigen, ihre Schritte auf sie hin zu lenken, welchen darin von seiten der anderen Partei kein Hindernis in den Weg gelegt werden kann, welche jene sogar dafür segnet; sie bestimmt sie zu freiwilligem Nachgeben.

Von keinem der Völker Europas hat man es unterlassen, sich einen sittlichen Charakter zurechtzulegen, der bei allen anderen Nationen als der wahre Charakter dieser Völker gilt. Ich weiß nicht, ob das immer so gewesen ist, ich weiß aber, daß diese Charakteristika in unsern Tagen von sehr abscheulicher und häßlicher Natur sind; vielleicht war zu anderen Zeiten in dem wechselseitigen Gefühl der Völker füreinander mehr Höflichkeit und Wohlwollen; vielleicht war es Sitte, einige gute Eigenschaften der andern Völker in Betracht zu ziehen und zu rühmen, und, wenn dies so ist, dann werden ja Gründe bestehen, aus denen heraus der Geist unserer Zeit von größerer Feindseligkeit erfüllt ist, Gründe, denen ich hier nicht weiter nachforschen will. Wenn ein Afrikaner eine Rundfahrt durch Europa unternehmen und aus den Gesprächen der Leute mit Sorgfalt die Meinungen zusammentragen wollte, welche dessen einzelne Nationen voneinander haben, so würde er am Ende seiner Reise zu dem Ergebnis gelangen, daß die europäische Gesellschaft sich zusammensetzt aus Faulenzern, Hochmütigen, Abergläubischen, Ignoranten, Leichtfertigen, Narren, aus Menschen, die zum Dienen geboren, ernsthaften Nachdenkens unfähig sind, aus Tölpeln, Wortbrüchigen, aus Glenden, Rachsüchtigen, Heuchlern, Hanswürsten, aus Menschen, welche der Habgier alles opfern, aus überspannten Leuten, Rohlingen, Teufeln, Hunden, Tigern, Hohlköpfen und wer weiß was sonst allem noch. Und viele Schriftsteller wissen, anstatt sich dieser feindseligen, gemeinen und gedankenlosen Neigung zu widersetzen, nichts Besseres zu tun als sie noch zu unterstützen, indem sie dieses Charakterbild sich zu eigen machen und dazu noch Zusätze in ihrer eigenen Manier hinzufügen — wie selten sind doch diejenigen, welche die Berechtigung jener Tradition nachprüfen!

Die Zeit und der Fortschritt der Erkenntnis haben furchtbar ungerechte Einrichtungen beseitigt, die jedoch zugleich als Mittel zur Erhaltung der Gesellschaftsordnung dienten, dazu gehört die Sklaverei des Atertums. Wenn man geschichtlichen Betrachtungen auch nur einen kurzen Augenblick widmet, so kann man nicht umhin, einzusehen, daß, sobald diese entfernt worden waren, das Gangwerk des sozialen Mechanismus ein weit verwickelteres geworden ist; denn nichts vereinfacht die politischen Fragen in höherem Grade als das erzwungene Schweigen der Mehrzahl: ein Teil ist zufrieden mit der Ordnung der Dinge, und der andere ist außerstande,

sich ihr zu widersetzen — es läßt sich nichts Ruhevolleres ausdenken. Der Einfluß der Religion wurde denn um so dringender notwendig, in je weniger verhaltener Form die auf Zerstörung jener Ordnung gerichteten Bestrebungen sich äußerten. Aber dazu war eine Religion vonnöten, welche den einen Mäßigung, den andern Geduld gebot, vor allem eine Religion, die imstande war, die ungebildeten und die verfeinertsten Geister zu überzeugen: die christliche Religion. Sie wird mit dem Fortschreiten der Erkenntnis immer notwendiger. Ich meine: notwendig für die Gesellschaft, nicht, weil ich selbst der Meinung wäre, daß sie ein Mittel zum Zweck sein sollte — kein Gedanke scheint mir falscher als dieser — sondern, um dartun zu können, daß die Weisheit der Religion allen Entwicklungsstadien der durch die Religion geschaffenen Gesellschaftsordnung proportional bleibt.

Das Wort „Nationalreligion“, das manche voll Verehrung, Bewunderung, Neid aussprechen, bringt die äußerste Sonderbarkeit und Verworfenheit zum Ausdruck, in welche die menschliche Vernunft hineingeraten kann. Religion ist Glaube.

Der Glaube ist schön, ist vernünftig, insoweit er der Wahrheit entgegengebracht wird.

Er kann schuldhaft sein, ist sicherlich bedauerlich und erbärmlich, wenn man ihn dem Irrtum entgegenbringt, in der Meinung, dieser sei die Wahrheit.

Es ist für die Wahrheit eigentümlich, notwendig, wesentlich, daß die Wahrheit für alle ist. Wer nun in religiösen Dingen die Wahrheit glaubt und folglich glaubt, daß alle so glauben müßten wie er, macht von seiner Vernunft den besten, den glücklichsten, ja den einzig guten und glücklichen Gebrauch.

Wer in religiösen Dingen Irrtümer glaubt und, gerade weil er glaubt, sie seien Wahrheit, glaubt, daß alle daran ebenso wie er glauben müßten, täuscht sich in dem besonderen Falle, bewahrt aber den gesunden Verstand in Anbetracht der unentbehrlichsten Voraussetzung der Vernunft, in Anbetracht der allgemeinen Idee der Wahrheit.

Wer aber da sagt „Nationalreligion“, sagt „Wahrheit für etliche“, oder, wenn es ihm so besser schiene, „Glaube an etwas, was nicht Wahrheit ist“. Kann die Vernunft da wohl noch weiter mitgehen, noch tiefer herabsteigen? Oder, besser gesagt, bewegt sie sich überhaupt in der durch dieses Wort bezeichneten Richtung? . . . Wer von „Nationalreligion“ spricht, verfährt auf dieselbe Art, wie in so vielen andern Dingen diejenigen verfahren, welche, indem sie eine Idee zugleich wollen und nicht wollen, sie vermittels des dafür überkommenen Ausdrucks bejahen und sie vermittels eines Epithetons leugnen, das eine mit der Idee selbst unvereinbare Eigenschaft andeutet.

*Aus „Betrachtungen über die katholische Moral“,
Band VI der Werke (Theatiner-Verlag, München 1923).*

K u n d s c h a u

Die Potenzierung der Völker. Unser Zeitalter steht unter dem Zeichen der bewußten und organisierten Hervorrufung von Energie. Die Dampfmaschine eröffnete diese Epoche. In psychologischem Zusammenhang mit der ursprünglich nur technischen Idee und Methode der Kräfteerweckung entfaltete sich, wie man nachweisen kann, die Methodik der Kraft- und Machtanspannung im modernen sozialen und politischen Leben. Der Stil der Potenzierung bestimmt immer schneller, immer entscheiden der das wirtschaftliche und soziale, vor allem aber das politische Wirken der meisten Völker und Staaten. Die Potenzierung erfolgt durch Organisation der Massen nach bestimmten Methoden unter Herbeirufung aller technischen und wissenschaftlichen Erfahrungen und Hilfsmittel. Die Völker sind wie Motore unter den Hauben der Rennwagen. Die Führer wünschen immer höhere Drehzahlen, Leistungen und Wirkungsgrade, um das Ziel zu erreichen. Jedes der Höherpotenzierung fähige Gebiet wurde in diesen Prozeß, der etwa mit der napoleonischen Zeit begann und bereits „Spitzenleistungen“ ergibt, einbezogen. Die Individuen werden mehr und mehr als nur funktionale Partikel in den Volks- und Staatskörper einbezogen, von dem höchste energetische Wirkungen verlangt werden. Daher glaubt auch kein Staat auf die Mitwirkung der Jugend, ja der Kinder, bei der Steigerung seines Energiehaushaltes verzichten zu können.

Japan erkannte vor 60 Jahren diesen von Europa ausgehenden Prozeß und machte ihn entschlossen mit. In Europa haben Rußland, Italien und das Deutsche Reich ausgesprochen energetische Staatsformen gefunden, und es ist höchst lehrreich, mit Hinblick auf die Idee und Methodik der Potenzierung, die drei Staatsformen zu vergleichen. Frankreich erlitt durch die Erreichung seiner Ziele im Weltkrieg eine Verzögerung. Es erlebte nur militärisch eine Potenzierung, ist aber im übrigen ratlos und jedenfalls widerwillig, die totale Potenzierung einzuleiten, gegen die es sich seinem Wesen nach sträubt. England potenziert sich, dem weltpolitischen Zwang, nicht seinem Wesensgesetz folgend, besonnen Schritt für Schritt auf dem großen strategischen Feld seines Empire. Die Vereinigten Staaten suchen nach einem Wege, ihre ungeheuren Wirkungsmöglichkeiten aus der Tyrannei des rein wirtschaftlichen Denkens zu befreien.

Es ist bei diesem Prozeß zu unterscheiden zwischen Völkern, die diese Maßnahmen um ihrer selbst willen treffen, und solchen, die darin eine vorübergehende Zweckmäßigkeit erblicken.

Explosionsgefahr. Politik im Sinne der alten Regionen gibt es eigentlich nicht mehr; alle lokale Gemütlichkeit hat aufgehört. Jeder politische Vorgang ist schon rein quantitativ außerordentlich belastet. Immer liegen Gewichte aus aller

Welt mit auf der Waagschale. Darum ist es so ungemein schwer, die Entwicklung abzuschätzen. Die quantitative Beschreibung des politischen Handelns wird durch die vom abessinischen Problem und dem Mittelmeer bestimmte Lage deutlich. Einzelne Staaten — England, Frankreich, Italien, auch Japan — sind durch die auf ihnen ruhende Quantität der politischen Probleme bedroht, die jedes normale Maß zerquetscht hat. Großbritannien z. B. ist kaum in der Lage, einen noch so klugen politischen Schachzug zu tun, der nicht gleichzeitig lebensgefährlich wäre. Italien, Frankreich und Rußland sind ähnlich daran. Jeder Staat auf der Erde ist Mitspieler, und fast alle sind sie auf nahezu explosive Weise potenziert. Wie ist das politische Hebelwerk zu betätigen? Die leiseste falsche Stellung kann ganze Minenfelder in die Luft gehen lassen. Die Linie London—Gibraltar—Malta—Suez—Aden setzt sich über Singapur bis Neuseeland fort. Was wird der erste Schuß vor Suez für Folgen vor Singapur haben? Plötzlich erkennt Großbritannien sein zu geringes Potential, um das ganze Kraftfeld zu beherrschen, und wir stehen am Beginn einer historischen Aufrüstung und Zusammenfassung ohnegleichen, die sich hinter dem Schleier der Vorgänge in Genf und im Mittelmeer vollzieht.

Alle politischen Hirne sind in fieberhafter Anspannung. Überall wird gedacht, gewirkt, gerüstet, eine Situation gezimmert, von der man weiß, daß sie nur den nächsten Tag halten kann. Überall wird das Potential bis zum Höchstwert gesteigert. Machen wir uns auf den ersten Akt des Welt dramas gefaßt, dessen Duvortüre der Weltkrieg war!

Wir wußten früher nicht, was Völker leisten können. Der Weltkrieg hat uns belehrt. Die Völker sind nicht krank, sie sind trainiert, sie sind potenziert. Und auch die nächste Einladung braucht noch keineswegs einen politischen Endrekord darzustellen.

Nicht nur historisch denken! Heutzutage ist alle Politik, wie gesagt, Weltpolitik geworden. Der Sieg des Nationalsozialismus ist von Anfang an kein Lokalereignis, sondern ein Welt ereignis gewesen. Alle Völker verspüren mittelbar oder unmittelbar, psychologisch oder politisch, einen Einfluß. Wer weiß zum Beispiel, ob Italien Abessinien wegen der Heraufkunft des Nationalsozialismus nicht früher angreifen mußte, als es ursprünglich plante? Umgekehrt sind auch wir auf allerhand Weisen mit an das politische Schwungrad geschweift, das sich nun um die Achse Abessinien—Mittelmeer dreht.

Wir wissen, daß die politischen Beschlüsse der kommenden Zeit unwahrscheinliche Mengen von politischen Problemen in Bewegung bringen werden. Wir glauben nicht, daß über das Ziel der Selbsterhaltung und des Aufstiegs hinaus die Regierungen von historischen Ideen oder „Notwendigkeiten“ bewegt oder geführt werden. Wir Deutschen neigen zu historisierenden und geschichtsphilosophischen Betrachtungen. Es ist fraglich, ob die Auseinandersetzung zwischen Weiß und Farbige die nächste politische Epoche beherrscht, wenn es auch nicht ausgeschlossen ist. England besitzt tiefen Einblick in die Zwiste auch der farbigen Welt und wird sie politisch zu nutzen wissen. Es ist

ferner fraglich, ob gewisse historisch bedingte Auffassungen über die Ziele und Entwicklungstendenzen der europäischen Völker nicht durch ganz neue Tendenzen ersetzt werden, durch welche das Verhältnis einiger europäischer Völker grundsätzlich gewandelt würde.

Aber freilich — so bestürzend nun der politische Weltzustand ist — inmitten dieser fast noch unerforschten politischen Bereiche sind historische Ideen immer noch in voller Wirksamkeit. Ein ergreifender Beweis hierfür ist zum Beispiel die Tatsache, daß die Mahnung Mohammeds an seine Anhänger, wegen der gastlichen Aufnahme flüchtiger Mohammedaner Abessinien ewige Freundschaft und Treue zu halten, die politische Haltung Arabiens im abessinisch-italienischen Konflikt ganz deutlich beeinflusst. Von praktischer Bedeutung ist unter vielen anderen Beispielen die römische Idee des modernen Italiens, ist die historische Verbundenheit Englands mit dem Meere. An zahlreichen Stellen sucht sich das Historische gegen den oder mit dem modernen Weltzustand durchzusetzen. Dadurch wird vieles sehr rätselhaft, sehr unberechenbar.

Weg zum Frieden? Eines ist sicher: die noch nicht potenzierten Völker werden sich zunächst potenzieren, oder sie gehen zugrunde. Es gibt nur noch sehr wenige deutliche Stellen auf der Erde, die nicht auf die eine oder andere Weise dem Weltpotential angepaßt wären. Unweigerlich stellen sie heutzutage Einbruchsstellen und Gefahrenherde dar. Der Imperialismus strömt in diese Löcher ein. Mandschukuo und China waren oder sind solche Löcher, und Abessinien ist heute noch ein Loch, wird es aber als Folge des italienischen Angriffs morgen, sei es auf diese oder auf jene Weise, nicht mehr sein. Nicht ohne politische Vision sprach Mussolini von dem „Niveaueausgleich“, der zwischen der Kulturwelt und Abessinien vollzogen werden müsse. Er wird auf Kosten Italiens vollzogen werden. Auch etwa noch vorhandene andre Einbruchsstellen werden verschwinden und mit ihnen der Imperialismus alter Prägung. Die schwachen Glieder der politischen Weltmaschinerie müssen durch kräftigere Teile ersetzt werden. Die Welt wird in Waffen und technischer Organisation starren müssen. Erst wenn die Forderung der Zeit erfüllt ist, daß nämlich alle Völker das moderne Potential zu erreichen haben, wird der Weg aus dem Zusammenbruch der alten Politik und Kultur frei für neue fruchtbare Arbeit in einer völlig gewandelten, in ihren außenpolitischen Beziehungen entkrampften Welt. Dann wieder gibt es eine tiefere und sicherere Möglichkeit zu einem Frieden, den sich Großbritannien wohl als eine „Pax britannica“ vorstellen mag.

Verwirrung ringsum. Es ist möglich, daß unter dem Etikett völkerrechtlicher Formulierungen, die in sich ganz klare Tatbestände erheblich vernebeln, noch mehr Völker in den verderblichen Wirbel hineingezogen werden, der vielleicht über die Welt gehen wird. Früher war Neutralität im Falle eines Konfliktes zwischen zwei Mächten eine selbstverständliche und oft heilige Aufgabe. Jetzt droht Gefahr, daß in dem Begriff der Neutralität plötzlich

von politischen Völkerrechtlern gefährliche Fufangeln entdeckt werden und daß gegen den Wahrer der Neutralität Maßnahmen angedroht werden, wie sie gegen den Verursacher der Weltunruhe sanktioniert sind.

Bedenklich muß es stimmen, daß für die Frage der Neutralität Sowjetrußland sich besonders interessiert, und den Engländern mag nicht wohl sein gerade bei diesem Eideshelfer.

Die Unaufrichtigkeit in der weltpolitischen Zielsetzung der großen Mächte hat nicht vermocht, die Gefühle der Völker vor ihren Wagen zu spannen. Es ist ein groteskes Bild, in der öffentlichen Weltmeinung zu verfolgen, wohin sich — manchmal in schärfstem Gegensatz zu den Regierungen — die Sympathien und Antipathien der Völker gewandt haben. Im Burenkriege noch war eine klare Gefühlsentscheidung möglich, heute ist auch das verwirrt wegen der immer dichter gewachsenen Verflechtung auch des Einzelnen in die weltpolitischen Vorgänge.

Universität in Grau. Bei der Rückkehr aus den Ferien finden diesmal die Studenten der Berliner Universität ihre „Alma mater“, die ihr 125 jähriges Bestehen erlebt, in einem neuen Kleide vor. Die ersten Anproben zu dem grauen Kostüm, das sie sich für die nächsten Jahrzehnte hat schneiden lassen, fanden bereits im Sommersemester statt. Inzwischen sind die Gerüste, die das Licht auf den Büchern der Fleißigen in den Seminaren während einiger Monate arg verdunkelt hatten, gefallen. Das statiliche Haus, welches das vergangene Preußen gebaut hat, blickt erneuert in die Gegenwart. Die Einschlagstellen von Gewehrkugeln, die an manchen der Säulen über dem Hauptportal und an den Wänden der Fronten, die der Straße Unter den Linden zugekehrt sind, noch an Novembertage von 1918 erinnerten, sind nach vierzehn Jahren endlich verwischt und sozusagen auch aus dem Dasein gestrichen worden. Es tat not. Denn dem Gebäude, in dem um 1880 und 1890 die besten Geister des gelehrten Berlin, Scherer und Dilthey und andere, aus und ein gingen, trugen zuletzt deutlich die Miene der jahrelangen Armut der Nachkriegszeit. Die Not der deutschen Wissenschaft prägte sich auch hier äußerlich deutlich genug aus.

Leider ist auf dem Wege dieser Erneuerung auch das hübsche Grün des kleinen Baumbestandes, der den Vorhof erholungsvoll verzierte, sehr beschnitten worden. Allmählich hatten Büsche und Bäume fast einen winzigen Park gebildet, aus dessen Ruhe sich sommers gut dem Rollen der Busse in den Pausen zuschauen ließ. Bei Ansprachen zur Studentenschaft vom Balkon aus dem ersten Stock hatte sich immer neu herausgestellt, daß die Rasenfläche und Randbüsche niedergetreten wurden, weil der Platz die Masse der zuhörenden Studierenden nicht fassen konnte. Kein Gras wächst mehr, wo die Pflastersteine den Boden planiert haben. Eine ideale Versammlungsstelle ist statt dessen entstanden.

Die nicht gerade schönen Denkmäler von drei der hervorragendsten Männer aus der Zeit des höchsten Glanzes und Ansehens der Berliner

Universität standen in diesem Vorgarten. Um Helmholtz mußte man beim Betreten des Hauses immer einen großen Bogen der Achtung schlagen . . . weil er mitten im Wege aufgepflanzt war. Auf Mommsens ehrwürdigem Scheitel trafen sich freche Späßen und gefräßige Tauben. Die Theologen alkten respektlos über die Folgen. Treitschke paradierte den steinernen Teil seines Nachruhms in der gegenüberliegenden Ecke. Mit Flaschenzügen hat man die alten Herren, teils nach vorheriger Zerlegung in Kopf, Rumpf und metallenes Beinkleid, abgehängt und verseht. Einige Wochen lang bewiesen sie durch solch fragmentarisches Dasein, daß Wissen wirklich Stückwerk sei.

Die neuen Plätze sind ihnen in der Universitätsstraße reserviert worden. Statt des Duftes der Linden und der Musik der Wachtparade wartet ihrer jetzt der nahrhafte Rauch der Studentenküche und das Tellerklirren des Erfrischungsraumes. Zeiten, die sich ändern, verrücken Denkmäler — und die Vergangenheit.

Immerhin, ganz unwürdig ist dieser ruhigere Platz zum Auskosten des Nachruhms nicht. Aus den Fenstern des historischen Seminars kann bei der forschenden Gedankenarbeit der Jungen der Blick leicht zu diesen Gestalten schweifen. Abgelenkt von der Lektüre der Werke jener, trifft das Auge die menschlichen Versuche der Unsterblichmachung ihres vergangenen sterblichen Seins. Vielleicht entzündet sich so leichter die Inspiration zu einer Wissenschaftlichkeit, die gesunde Traditionen nicht vergift.

Kunstfreie Kunst. Sven Hedin, der jetzt Siebzugsjährlge, war in Berlin, hat dort und im Reich Vorträge gehalten — und die Galerie Gurlitt am Matthäi-Kirchplatz hat eine Ausstellung von Zeichnungen und Aquarellen des Forschers veranstaltet. Diese Ausstellung ist sehr anregend — aus mehreren Gründen. Einmal interessiert man sich rein aus Neugier: man sieht, was dieser Mann in einem halben Jahrhundert von fernen Menschen und Ländern alles gesehen hat, und wie seltsam die asiatischen Welten aussehen, in denen er sich sooft und solange herumgetrieben hat. Dann stellt man wieder mit Vergnügen fest, wieviel lebendiger und unmittelbarer jede Zeichnung einer Landschaft, eines Berges, einer Stadt, eines Menschen wirkt als eine qualitativ gleichartige Photographie. In den Zeichnungen Sven Hedins lebt nicht nur der Gegenstand, sondern seine unmittelbare Beziehung zu ihm mit, sein Interesse, sein Festhaltenwollen, seine Aktivität, die die photographische Aufnahme, die ihrerseits ganz andere Werte mitbringt, nun einmal nicht aufweisen kann. Und zuletzt kommt man hinter die eigentliche Ursache der angenehmen Leichtigkeit, mit der man die kleine Ausstellung durchwandert: sie verlangt lediglich vom Gegenständlichen her gesehen und genommen zu werden. Die Aquarelle Sven Hedins sind sehr saubere und geschickte Arbeiten, und seine Zeichnungen dergleichen: sie wollen aber gar nicht auf diese Qualitäten hin betrachtet werden, sondern auf das, was sie zeigen. Sie sind nicht kunstfrei, aber sie fordern keine Kunstwertung: man darf nicht nur, man soll sich von ihnen berichten, mitteilen lassen. Die

ganzen Anstrengungen der Betrachtung vom Künstlerischen aus fallen fort, werden gar nicht verlangt: man besieht den Himalaya, die Leute des Lamas, nicht die Leistung eines Künstlers. Man darf sich ans Verwirklichte, ans zu Verwirklichende halten, an das Objekt, nicht an den Maler. Man braucht nur noch eines — und diese Vereinfachung wird als äußerst angenehm und erleichternd empfunden. Zeitpsychologen sollten sich des Phänomens einmal annehmen: vielleicht bekommt man hier ebenso wichtige wie unterhalt-same Aufschlüsse über die Ursachen der Widerstände, auf die soviel Kunstwerke der Vergangenheit wie der Gegenwart bei den Betrachtern gestoßen sind.

Segen des Schwachsinn? Ferdinand von Neureiter, der Direktor des gerichtlich-medizinischen Institutes der Universität Riga, teilte kürzlich Untersuchungen über einen neuentdeckten, geradezu frappierenden Fall echten Gedankenlesens mit. Es handelt sich um ein zehnjähriges lettisches Mädchen, dessen seltsame Befähigung durch seine Schulschwierigkeiten zuerst herausgekommen ist. Das in beträchtlichem Grade schwachsinnige Kind wollte über die Anfangsgründe des Lesens und Rechnens nicht hinauskommen, dagegen las es und rechnete fließend auch die schwierigsten Aufgaben und Texte, wenn zufällig der Lehrer, die Mutter oder sonst ein Mensch in das gleiche Buch sah und den Text in Gedanken mitlas. Man ging dieser mysteriösen Fähigkeit nach, und Neureiter, dem der Fall schließlich zugetragen wurde, hat denn im Laufe dieses Sommers eine einwandfreie wissenschaftliche Untersuchungsbasis geschaffen, welche im wesentlichen folgenden Tatbestand ergab: das Kind vermag jeden Text in irgendeiner beliebigen ihm bekannten oder unbekannten Sprache zu „lesen“, jede Aufgabe zu „rechnen“, ohne in ein Buch zu blicken, ja ohne im gleichen Raume sich aufzuhalten, wenn nur eine Person mit ihm in okkultem Kontakt ist, die den betreffenden Text in Gedanken mitmeditiert. Je unbeabsichtigter dies geschieht, um so besser die Übertragung. In gleicher Weise „errät“ das Mädchen Befehle, die ihm nur erst in Gedanken gegeben werden, ohne schon ausgesprochen zu sein. Es findet ferner jeden vor ihm versteckten Gegenstand, wenn eine Person mit ihm in Kontakt steht, die um das Versteck weiß. Irgendwelche der bekannten Täuschungsmomente, insbesondere Muskelübertragung, schwache optische oder akustische Zeichenübermittlungen, sind bei der Versuchsanordnung sorgfältig ausgeschaltet worden. Es handelt sich allem Anschein nach um einen der sehr seltenen Fälle echten „paranormalen Gedankenlesens“, für die die Wissenschaft nicht nur keine Erklärung hat, sondern wofür auch noch der Nachweis ihrer Existenz bisher ausstand. Wir können also vorerst nur den unheimlichen Schluß hieraus ziehen, daß auch die Wände unseres Denzimmers, in dem man sich bisher doch wenigstens allein und unbeobachtet glaubte, nicht ohne „Poren“ sein dürfen. Nebenbei verursacht auch noch der andere seltsame Umstand einiges Nachdenken, daß man, nach diesem Falle zu urteilen, vielleicht ein wenig schwachsinnig sein muß, um von der Vorsehung besonderer göttlich-über-menschlicher Fähigkeiten gewürdigt zu werden.

Kaffernland

EINE DEUTSCHE SAGE

ROMAN VON HANS GRIMM

(1. Fortsetzung)

V.

Wie stolz bist du, England, unter den Nationen! Du bist freigeblieben von Ehren spendenden Völkern. Dein Adel ist Adel geblieben, deine Männer sind Männer geblieben. Sie suchen keinem Höheren zu gefallen, sie versuchen das Rechte zu tun nach ihrem Verstande. Wer fragt bei dir nach der Menschen Gedanken? Bei dir gilt die Tat.

Du königst die Erde, du Volk von Königen. Du mordest zu deinem Nutzen und lachst, du wirfst zehn Leben fort, einem Schwachen zu helfen, und lachst. Nirgends wird das Weib höher geachtet. Ist es ein Wunder, daß deine Söhne dich selbst ehren? Ist es ein Wunder, daß sie verwöhnt sind ohnegleichen?

Sie mögen die kleine, die alltägliche, die lange Arbeit nicht tun. Sie verlangen schnellen Lohn und raschen Reichtum. Sie mühen sich nicht, das zarte Lied der Seele zu deuten, das leiser ist als das leiseste Singen des Rotkehlchens. Kaum einer hört es. Die Gelegenheit des Hungerns und Leidens hat ihnen gefehlt. Sie haben sehr viele Pfarrer und sehr wenige Seelsorger.

Auf der ganzen Welt ist Weihnacht.

Anderer feiern die Nacht. Mächtige und Geringe sehen auf den Lichterbaum, sei er noch so elend, und erwarten ihr Wunder.

Kein Herz ist so sicher, daß nicht eine scheue, eine verschüchterte, eine wortlose Bitte schamhaft um einen Segen ränge von irgendwoher.

Das Herrenvolk der Erde feiert den Tag. Sie haben der Kirche gegeben, was der Kirche ist. Sie wollen bei handfester Mahlzeit, wie sie alte Sitte der Heimat heiligte, bei Roastbeef, Truthahn und Plumpudding, die Wiederkehr des Festes behäbig begehen. Beim Trünke werden sie der Größe ihres Vaterlandes gedenken. Was ihnen nicht recht ist, werden sie unverblümt sagen, mit besonderer Vorsicht, daß ihnen kein Fluch unterlaufe an diesem Tage. Einen versahrenen Weg werden sie zu verlassen beschließen. Überall harren ihrer hundert neue Gelegenheiten. An Strohhalme braucht sich niemand zu klammern. Überall weht ihre Fahne.

Auf der ganzen Welt ist Weihnachten. An den Rauch, der aus den Kaminen von Auckland steigt, kann der afrikanische Sommerwind nicht fassen, außer er weht talauf. Und er weht heute nicht talauf. Die Rauchfaden von den Herdfeuern, an denen gekocht und gebraten wird, ziehen gemächlich und gerade zwischen den Berghängen dem blauen Himmel entgegen. Aber die Hänge hindern die Sonne nicht. Sie lacht in den Flecken hinein und heizt die Felsen. Und den Männern, die heute nicht Bäume fällen und nicht im Felde schaffen und keinen Sport und kein Spiel wagen, macht sie Durst. Außerdem haben sie Tainton als Gast. Wo Tainton ist, wird getrunken und nicht Tee und nicht Limonade.

Tainton ist eigentlich ungern geblieben. Er hat Geschäfte gehabt in den drei Siedelungen in Juanasburg, in Woburn und Auckland. Gestern kam er von Woburn herauf, und er wollte gleich zurück und weiter nach Ely. Aber Tainton kann so viel erzählen. Er schleppt die Neuigkeiten des ganzen Landes mit sich. Sie haben ihn jeder gebeten: „Bleibe doch! Ist das Weihnachtsmahl mit bei mir.“ Tainton hat jedem wiederholt geantwortet: „Verzeih, daß ich es sage. In eurem Dorfe komme ich mir vor wie eine Maus in der Falle. Ich habe das freie Feldt lieber. Ich habe lieber, daß ich überall und von weither sehen kann, was auf mich zukommt, und daß ich überall davonfahren kann.“ Sie haben ihm alle erwidert: „Tainton, du bist doch ein Christ und mehr als ein hausierender Jude. Du wirfst doch am Christtage nicht nach Käufern ausspähen wollen; und ein so schlechter Schuldner, daß du vor ihm davonlaufen müßtest, ist auch nicht unter uns.“ Tainton hat lachend wieder geantwortet: „Mir ist das Feldt dennoch lieber, es hat keine Wände“, aber er hat nicht anspannen lassen und hat die Einladung des Ortsvorstandes Munroe angenommen.

Sie müssen jetzt versuchen, dem Händler eine bessere Meinung von ihrem Orte beizubringen, obgleich die wenigsten hier recht zufrieden sind und die meisten fortwollen.

Peter Tracey, den sie immer noch Sergeant Tracey nennen, hält die Kantine. Es gibt keine Bar in seinem Hause. Doch vor dem Fenster, durch das er zureicht, steht eine Bank mit Platz für acht Menschen. Tracey bietet sonst nur Whisky, Gin und Kapbranntwein feil. Für das Fest hat er sich süßen Wein und echtes Stout und echtes Ale kommen lassen. Tainton hat ihm die Kisten gebracht. Den süßen Wein nennt Tracey Cherry oder Portwein, je nach Verlangen. „Du weißt doch, weißen Port.“ Die Gäste haben das Bier versucht gegen den Durst, sie trinken nun Cherry als Appetitweizer. Tainton hat einen Schuß Whisky im Cherry oder einen Schuß Cherry im Whisky. Das Starke ist ihm die Hauptsache. Er steht. Der Ortsvorstand und fünf andere Männer sitzen auf der Bank. Tracey liegt im Fenster. Am Rahmen von Traceys Haustür lehnen zwei jüngere Männer. Der eine, groß, freundlich und ohne Bart, wird häufig angesprochen. Sie nennen ihn alle Billy, und von allen Zungen bekommt der Name ein kleines Streicheln mit. Geredet wird so laut, daß von den Fenstern und Schwellen der Holzhäuser

rundum die Besitzer teilnehmen an der Unterhaltung. Zuweilen ruft aus dem Inneren des Hauses eine Frauenstimme ihre Meinung heraus. Der Mann gibt die Meinung unverändert weiter mit der Einleitung: „Die Frau sagt...“

Tainton spricht: „Well, boys, wer von euch hat denn nun eigentlich wirklich Lust, hier wohnen zu bleiben? Munroe hat Lust. Warum hat Munroe Lust? Du mußt es mich aussprechen lassen, Munroe. Munroe hat Lust, weil er der Ortsvorstand ist und vom Gouverneur das große Stück Land bekommen hat, das sogar etwas wert ist. Und — well, und Billy hat Lust, Billy natürlich. Billy ist in seinen Honigmonaten. Da gefällt einem jeder Winkel.“

Von einem Fenster wird gerufen: „Billys Honigmonate dauern aber schon zwei Jahre.“

Tainton sagt: „Das ändert die Tatsache nicht. Tut es das, Billy?“

Billy lacht: „Gewiß habe ich Auckland gern!“

Tainton sagt: „Aber wer sonst? Niemand!“

„Mich auszunehmen“, fällt ihm Tracey ins Wort, „ich habe nichts gegen den Platz.“

„Sergeant Tracey, Sie verkaufen Whisky“, antwortete Tainton. „Ich behaupte, Whiskyverkäufer und Himmelslotzen gedeihen überall.“

„Tainton soll keine ungunen Dinge reden“, bemerkt eine Frauenstimme. „Es ist Weihnachtstag.“ Es ist des dicken O'Brien Gefährtin. O'Brien vermittelt: „Die Frau sagt, Mr. Tainton sollte am Weihnachtstage keine ungunen Dinge reden.“

Alle erkennen, daß es ihnen nicht recht gelungen ist, Taintons Ansicht zu ändern. Daß er vielmehr, wie es häufig zugeht, die Neigung der Mehrheit bestärkt hat, nicht auszuhalten und hier auf das Glück nicht länger zu warten.

Munroe versucht noch einmal: „Du mußt zugeben, Tainton, wir haben gearbeitet, wir haben etwas aus dem Platz gemacht. Sieh dich doch um. Sieh unsere Häuser doch an. Und die Felder! Well? Und vor drei Jahren war hier nichts. Nichts, Tainton. Du weißt es so gut wie wir. Nach Neujahr werden's drei Jahre, daß wir herkamen mit den Zelten. Aber anfangen konnten wir damals auch nicht gleich. Anfangen!? Wie? Wo? Nichts vermessen. Kein Werkzeug. Kein Garnichts. Nur sehr viel Versprechungen und sehr viel Niggers rundum mit bösen Gesichtern.“

Sie werden alle warm: „In der Tat, wir haben gearbeitet. Sehen Sie sich Juanasburg an und Woburn und Auckland und vergleichen Sie doch. Mann, Sie müssen blind sein, wenn Sie keinen Unterschied merken. Beim Jupiter, wir haben doch etwas vorzuweisen.“

Billy ruft: „Und überhaupt, Tainton, man muß Geduld lernen in Afrika.“

Tainton erhält endlich wieder das Wort. Die linke Hand hält er längst erhoben, um abzuwehren. Er antwortet dem Jungen zuerst, gemächlich und lächelnd: „Was das angeht, Billy, so bin ich allerdings weniger in dies Land gekommen, um Geduld zu lernen, als um Geld zu verdienen.“ Er wendet sich zur Bank: „Eure kleinen Häuser sind sehr hübsch. Es steckt Arbeit drin, es steckt mehr drin. Es steckt Liebe drin.“ Er kraßt sich mit der linken Hand

hinter dem Ohr und verzieht den Mund. „Aber, wenn ich ein Haus baue, will ich wissen, daß ich es verkaufen kann, wenn ich müde werde, darin zu wohnen. Und das Land? Well, wenn ihr damit zufrieden sein wollt, jedes Jahr eine kleine Ausstellung der größten Rose und der dicksten Kartoffel und des schwersten Maiskolbens untereinander abzuhalten, dann ist alles in Ordnung. Für die Straße bin ich euch sehr dankbar, wenn ich heraufgefahren komme. Ich erzähle allen, die es hören wollen: Die Leute von Auckland sind etwas Besonderes, sie sind wahrhaft fortschrittlich, Juanasburg und Woburn darf man nicht im selben Atem nennen. Aber mit dieser schönen Lobsuppe könnt ihr keinen jungen Hund fett machen.“

Einer sagt: „Das ganze Südafrika ist überhaupt nur gut für Buren und Schwarze. Ein richtiger weißer Mann kann hier nicht leben.“

Frau O'Brien erweitert: „Für Buren, Schwarze und Affen. Vergesst die Affen nicht.“ Der dicke O'Brien gibt es wider: „Die Frau sagt, das Land ist nur gut für Buren, Schwarze und Affen. Ihr sollt die Affen nicht vergessen.“ Aus eigener Ansicht fügt er hinzu: „Ich habe gar nichts dagegen gehabt, hier zu leben im ersten Jahre, als wir die täglichen Rationen empfangen. Es war noch eine anständige Ernährung.“

Tainton nickt: „Aber der britische Steuerzahler hat etwas dagegen gehabt, euch zu erhalten.“

Ein anderer sagt: „Der britische Steuerzahler hat für uns immer nur die Schale oder den Stein übrig. Wir schälen den Apfel, er ißt.“

Tainton zuckt mit den Achseln: „So redet das Militär überall. Werdet ihr nicht für das Schälen bezahlt? Aber ihr wollt, daß euch gebratene Tauben in den Mund fliegen, weil ihr Soldaten seid.“

Einer dreht seine Taschen um: „Ich war fünfundzwanzig Jahre im Dienste des Königs und der Königin. Ich war in Indien, ich war in China, ich war in Kanada, ich bin heute in Südafrika. So weit ist es mit mir gekommen.“

Bis auf Munroe und Billy und Tracey gesteht schließlich jeder: „Ich bin's satt. Ich mache mich davon.“ Die meisten fügen zu: „Aber nicht nur von Auckland, sondern heraus aus dem ganzen gesegneten Lande.“

Tracey murmelt: „Well, von Munroe und von Billy allein kann ich nicht leben. Sie haben den Leuten den Kopf verdreht, Tainton. Sie werden so gut sein, für mich eine ordentlich bezahlte Beschäftigung zu finden, bei der man sich nicht quälen muß.“

Während Tainton antwortet, er habe niemand den Kopf verdreht, und einige ihm sehr laut beipflichten, wendet sich die Aufmerksamkeit der anderen einem braunen Weibe zu, das auf der guten Straße nach Woburn, dem Glanzstück von Auckland, sichtbar wird. Die Braune läuft heran. Die zu weiten alten Europäerkleider schlottern um ihre dünnen Glieder. Sie fährt mit den Händen durch die Luft.

„Ja“, sagt Munroe, „es ist die verrückte Maggie! Und sie scheint heute noch närrischer als sonst.“

Die Hottentottin schreit: „He! he! Baas! Baas! Rauch Woburn, viel Rauch!“ Sie bleibt stehen und macht die Backen voll und bläst heftig. Sie sieht so komisch aus, daß die meisten lachen. Da lacht sie selbst mit.

Eine Stimme fragt: „Na, was ist denn nun los mit dir, Maggie? Erzähle es ordentlich.“

Maggie schreit von neuem, dazwischen immer wieder lachend: „Rauch, Woburn, viel Rauch! Rauch, Rauch, Rauch.“

D'Brien ruft: „Ich verstehe sie ganz gut. Unsern Freunden in Woburn ist das Weihnachtseffen angebrannt. Geht nur hin, seht nur hin.“

Es ist gar nichts zu sehen. Man kann den Rauch von Woburn in Auckland nicht sehen, selbst wenn das ganze Nest in Flammen aufginge. Man kann den Rauch manchmal riechen, wenn der Wind talauf weht. Der Wind weht nicht talauf. Trotzdem kommen Frauen und Kinder aus den Häusern gelaufen wie vergnügte Mäuschen und starren und kichern und fragen: „Wo? Wo? Wo ist der Rauch vom angebrannten Weihnachtseffen in Woburn?“ Die von Auckland und die von Woburn flicken einander nicht angen am Fell.

Maggie wiederholt fortwährend: „Ja, ja, ja. Brand Woburn. Rauch.“ Und weil sie gehört hat: „Weihnachtseffen, Christmasdinner“, mischt sie dazwischen. „Christmasdinner, Rauch, Woburn, Christmasdinner, happy Christmas, Rauch, Woburn.“ Sie hofft dadurch eine Belohnung zu erhalten. Sie hat es schon oft erfahren, um Weihnachten geben alle Weißen leicht etwas her. Und sie täuscht sich nicht. Ihre zusammengehaltenen Hände werden mit Tabak gefüllt, ein Glas Schnaps wird ihr hingeschoben.

Billy sagt: „Und wenn es Feuer wäre in Woburn?“

Munroe schüttelt mit dem Kopfe. „Unsinn. Maggie führt dergleichen so oft auf. Gar nichts ist.“

Sainton bemerkt: „Ihr könntet auch nicht mehr helfen. Sie haben Wasser in Woburn, und die Hütten stehen ganz weit auseinander. Wenn so ein hölzerner Kasten angefangen hat zu brennen, na ja, da brennt er eben nieder.“ Auch Billy nickt. Tracey sagt: „Die verrückte braune Heze hat es eilig gehabt.“ Man sieht sich um und sieht nur das leere Glas. Die Hottentottin ist verschwunden. —

Aus verschiedenen Häusern wird verkündigt, das Essen sei fertig. Kinder hüpfen heran und fassen die Hand des Vaters: „Dad, du mußt gleich kommen.“ Sie denken an den Pudding mit Flammen rundum und sind ungeduldig vor lauter Versprechungen. Die Männer lassen nicht auf sich warten. Sie nicken und gehen schnell auseinander. Tracey sammelt die Gläser.

Als Munroe und Sainton bezahlen wollen, kommen Kaffern auf der Straße von Woburn, ein, zwei, drei, hintereinander und an der Ecke ein ganzes Rudel. Alle sind in ihre Decken gehüllt, die sie fest zusammenhalten. Sainton äugt hinüber. „Ja, das sind unsere lieben Nachbarn“, sagt Munroe. „Das Verhältnis ist zurweilen gespannt, weil ihr Vieh so gern unsere Felder

abweidet und sich so häufig auf unsern Äckern sielt. Wir lassen die Herrschaften seit zwei Jahren jeden Schaden bezahlen. Jetzt erwarten sie gewiß Weihnachtsgeschenke dafür."

Tainton fragt: "Ist es nicht eine ungewöhnliche Zeit?" "Eine ungewöhnliche Zeit?" Tracey schlägt die Hände zusammen. "Herr Tainton, Sie glauben's ja gar nicht, wie die Halunken bei uns betteln. Manchmal ist das Dorf schwarz von ihnen wie ein Kaffernhund von Flöhen." "Da vorn ist Kaimpi. Er ist eine Hauptperson", erklärt Munroe. "Und ein übler Bursch", unterbricht Tracey. "Frau Munroe läßt mit dem Essen immer etwas auf sich warten. Wir könnten Kaimpi noch fragen, was er gehört hat von der Sache zwischen dem Gouverneur und Sandili. Wenn du den Dolmetscher machen wolltest, Tainton", meint Munroe.

Tainton antwortet: "Diese farbigen Engel, ich sage am Weihnachtstage immer Engel zu diesen schmutzigen Teufeln, lügen doch alle. Sie lügen noch viel mehr als wir. Aber wir können ihn gern fragen. Im übrigen wird der Gouverneur Sandili nicht erwischen, und alles wird dieses Mal leider im Sande verlaufen, denn die versammelten Truppen greift niemand an." Munroe nickt: "Es ist nur interessant, was er sagen wird."

Die Begrüßung findet statt. Kaimpi hockt sich nieder. Seine Begleiter hocken sich nieder. Mit dem Ausfragen hat Tainton aber kein Glück. Wie er anfängt: "Wo ist Sandili?" fragt Kaimpi: "Warum macht Sergeant Tracey das Fenster zu, hinter dem der Branntwein ist?" Auf die Frage: "Habt ihr gehört von der Zusammenkunft bei Gailas Grab, und was ist eure Meinung?" antwortet Kaimpi: "Ja, wir sind gekommen, unsere Weihnachtsgeschenke zu holen, der weiße Häuptling Munroe möge sagen, wo sich die Gabe für mich befindet, und ob er mir den fetten Ochsen überlassen wird, dessen eines Horn nach oben und dessen anderes Horn nach unten wächst."

Vier, fünf, sechs Kerle rufen fast zugleich: "Wir wollen ein Gewehr, ihr müßt uns jedem eine Büchse schenken, eine Büchse und eine ganze Flasche Whisky, der weiße Häuptling Munroe und Sergeant Tracey und du!" Der Ton ist eigentlich noch unverschämter als die übertriebene Forderung. Tainton, der bei seinem ewigem Wanderleben in der Herrgottsfreiheit wittern gelernt hat wie ein Wild, hebt das Kinn und zieht für ein ganz kurzes Spännchen die Lider herunter, daß nur ein schmaler Lichtstreifen noch in seine Augen hineinfällt. "Etwas ist nicht richtig. Was ist nicht richtig?" Aber geduldig war Tainton nie, und am wenigsten ist er's gegenüber heischen den Farbigen. Er sagt sofort zu Kaimpi: "Ich weiß nicht, du schwarzer Engel, was Häuptling Munroe dir geben wird, und du magst ihn durch einen anderen fragen. Ich für mein Teil glaube, daß ihr auf der Suche seid nach einer Tracht Prügel! Ich will mich an diesem Tage indessen nicht ver-sündigen. Woher stinkt ihr so sehr nach Rauch?"

Während er spricht, faßt er den erstaunten Munroe am Armel und zupft und zieht. Er sieht auch auf der Straße ein neues Rudel. — Das Wort Rauch wirkt auf die Schwarzen wie ein Stichwort. Kaimpi tut einen

schrillen, lauten Pfiff und springt auf, und er läßt die Decke fallen. Überall fallen die Decken. Gleich fliegt ein Affegai und ein anderes und ein anderes.

Nach ein paar Minuten, manchen scheint es eine lange Zeit, niemand kann erklären, wie alles zugegangen und noch geglückt ist, sind in dem halbfertigen Gebäude aus Luftziegeln und Holz, im „Fort“, in dem einen Raum die Weißen gesammelt, die Männer, die Frauen, die Kinder. Alle Weißen sind es nicht. Sergeant Tracey und fast alle Junggesellen fehlen. Das Fort ist unfertig, weil man beim Bau sich von zweierlei überzeugte, daß die Lage einen wirksamen Schuß ausschloß und daß man sich überhaupt nie werde verteidigen müssen. Jetzt ist es anders gekommen. Warum? Niemand in „Fort“ Ausland weiß warum. Die Männer sind nicht verzweifelt, sondern wütend. Sie arbeiten fieberhaft an schwachen Stellen. Sie arbeiten zusammen und diszipliniert unter Munroes Befehl. Sie sind wieder Soldaten.

Auch bei den Frauen überwiegt noch der Zorn die Angst. Sie schieben in der Mitte des Raumes das hastig Zusammengerastete in Ordnung. Aus Tischtüchern und Mundtüchern lugen die Reste des Weihnachtssessens oder die noch unberührten Truthähne und Plumpuddinge hervor. Die Frauen schelten und knurren. Die Kinder bekommen Knuffe und Puffe.

Munroe läßt die Männer in eine Ecke des Raumes zusammentreten, wo Tainton alles, was da ist von Büchsen, geladen hat. Jeder Mann erhält eine zweite geladene Büchse, und sie verteilen die Plätze an den Scharten. „Es wird eine heiße Affäre werden“, sagt Munroe leise. „Ich sah Sergeant Tracey gleich fallen“, sagt Tainton. „Das zweite Affegai traf ihn, als wir noch bei ihm standen.“ „Vielleicht trinken sich die Bestien jetzt voll an Sergeant Traceys guten Dingen und können nachher nicht mehr fest auf ihren Beinen stehen“, meint einer. Die meisten schütteln die Köpfe. Tainton erwidert: „Der arme ehrliche Tracey hat leider nicht genug Gift in seinen Kästen, sie werden grade soviel trinken können, daß die Feigen unter ihnen Mut bekommen.“ „Es sind ihrer viele“, sagt Billy. D'Brien sagt: „Aber die alten Kerls von Woburn und Juanasburg werden uns doch nicht sitzen lassen.“ „Woburn und Juanasburg sind verbrannt“, sagt Billy. Auch Tainton sagt: „Ich bin jetzt derselben Meinung.“

Da schweigen alle und sehen sich an. „Kann nicht Hilfe kommen von Alice?“ flüstert einer. „Und die da?“ flüstert ein anderer und hält den Daumen zurück. Er meint die Frauen und Kinder. Billy flüstert: „Alice ist nah genug an einem schönen Tage und mit einem guten Pferde. Wenn es losgegangen ist, brauchen sie da unten jeden Mann selbst.“ — „Kann man je sicher angeben, wie ein Spiel Cricket ausgeht?“ fragt Munroe. Die Frauen werden aufmerksam, da heißt Munroe die Männer an ihre Plätze gehen. Er selbst spricht mit den Frauen. Er lächelt dabei. „Meine Damen“, sagt er, „es tut mir leid, daß Ihre guten Weihnachtsmahlzeiten unterbrochen wurden. Es ist ein unangenehmer Zufall. Niemand konnte natürlich dergleichen voraussehen. Es wird jetzt ein wenig Schießen nötig werden. Es ist bedauerlich, daß wir

einen Feiertag der Kirche stören müssen auf solche häßliche Weise. Aber es läßt sich nicht ändern. Bis heute abend, bis morgen früh längstens wird alles in Ordnung sein. Machen Sie es sich bequem inzwischen, meine Damen, so wie es die Umstände erlauben.“

Dann wird sein Gesicht ernst, und er fügt hinzu in anderem Tone: „Ich brauche nicht daran zu erinnern, daß Sie alle Soldaten der Königin geheiratet haben und daß Ihre Kinder alle Soldatenkinder sind.“

Es ist gut, daß Sergeant Tracey und die anderen, die draußen ermordet liegen, kein Weib gehabt haben, das jetzt hier klagen und weinen könnte. Es ist gut, daß die Frauen die Toten nicht sehen, und nicht sehen, was den armen Körpern Scheußliches geschehen ist. Es ist gut, daß kein Kind draußen zurückgeblieben ist, sondern jedes gefaßt und hereingeschleppt werden konnte. Von den Weibern erzählen verschiedene, was sie schon hier und dort in der Welt durchgemacht haben mit ihren Männern, als diese noch in den Regimentern standen, oder was sie gehört haben von anderen. Sie unterscheiden nicht so genau. Sie reden von Sturm und Schiffsbruch, von Überfall, von Feuer und Mord, und wie die Rettung kam aus der verzweifeltsten Lage. Sie tragen mit starken Farben auf. Sie übertreiben, um zu übertrumpfen. Alles ist schlimmer gewesen als das Ereignis des Tages. Diejenigen, die nichts erlebt, glauben es nicht ungern. —

Als die plündernden Schwarzen sich heran machen, schreiend und angegrunken, gibt Tainton den ersten Schuß ab. „Hier ist der Teil der Büchse, den du nötig hast, du schwarzer Engel, eine Flasche Whisky wirfst du danach nicht mehr verlangen.“ Sie schießen langsam von drinnen, vorsichtig. Sie schießen gut. Sie wissen ganz genau, wie wenig Pulver und Blei sie haben. Auch draußen sind einige Gewehre, aber die Niggers schießen sie von der Brust aus ab und lehnen den Kopf zurück beim Schießen.

Die Stunden vergehen sehr langsam. Eigentlich ändert sich gar nichts in ihnen. Es fällt ein Schwarzer hier und da draußen. Es lacht dann und wann ein Schütze hart auf drinnen. Die Zahl der Schwarzen scheint sich nicht zu verringern. Ihr Geschrei bleibt gleich laut. Am empfindlichsten ist, daß der Pulverdampf drinnen so sehr zunimmt, und die kleinen Kinder so viel husten und weinen. Hinter O'Brien, hinter Billy, hinter zehn anderen Männern sitzen ihre Frauen auf dem Boden und laden, wenn ein Gewehr abgeschossen ist. Ebenfogut könnte jeder Mann selber laden, träge wie sich die Dinge abwickeln.

Zur Dämmerzeit tritt Tainton zu Munroe. „Das macht mich toll, etwas muß geschehen.“ „Was?“ fragt Munroe. „Ich werde mit diesen schwarzen Engeln sprechen“, sagt Tainton. Er ruft an. Er klettert hinauf ins Gebälk. Worte fahren hin und her. Tainton kommt herunter. Er überseht nichts. „Sie sind alle betrunken“, sagt er. Als sich Munroe an Taintons Posten zu tun macht, murmelt Tainton: „Wir sitzen hier richtig im Dreck. Sie haben in Woburn alle erschlagen. In Juanasburg scheinen ein paar davongekommen zu sein. Der Krieg hat angefangen überall. Auf Euch haben sie einen beson-

deren Zorn, weil Ihr den Pott zerbrochen habt auf Syalis Grab und weil sie euch zu häufig Viehschaden zahlen mußten." Munroe gibt zurück: „Das mit dem Topf ist alles Lüge.“

Sobald die Dunkelheit vollkommen ist und draußen es ziemlich stille zu sein scheint, wird Tainton auf dem Umwege über das Dach aus dem Gebäude gelassen. Eine halbe Stunde bleibt alles ruhig. Dann setzt ein Höllenlärm ein. Mit Mühe gelingt es, Tainton im letzten Augenblick hereinzu ziehen. Tainton schimpft, schimpft ohne Rücksicht. Er habe es ja gesagt, in dem Laufeorte sei man wie eine Maus in der Falle. Niemand habe es hören wollen. Der einzige Zugang läge so voll von Schwarzen, daß kein Ungeziefer durchkomme, geschweige denn ein wirklicher weißer Mensch. Nach Tainton versuchen Billy und vier andere ihr Glück. Zwei werden verwundet. Die verschiedenen Versuche stören die Schwarzen immer wieder von neuem auf und veranlassen sie zu Schüssen und Brüllen. Munroe verbietet endlich die Versuche, die keinen Erfolg haben können und nur immer neue Störung des Schlummers der Frauen und Kinder herbeiführen und eine größere Erregung.

Am Morgen erzählt niemand mehr, daß eine üble Lage von früher schlimmer gewesen sei. Die Zahl der Kaffern hat sich verdreifacht. In langen Streifen wie Ameisen marschieren die schwarzen Weiber ab, schwerbepackt jede mit Raub. Von manchen Hänschen blieb schon nichts mehr übrig. Keine Scherbe. Es ist der Tag der englischen Weihnachtsgeschenke, der Tag des Vergnügens nach dem Feiertag der Kirche. Die Kinder, die nicht ganz klein sind und noch nicht groß sind, fragen: „Mutter, wo ist unsere Gabe? Wann gibst du uns das Geschenk?“

Gegen zehn Uhr kommt der erste Zug Weiber, eine hinter der anderen, zurück. Jetzt bringen sie Lasten. Was sind die Bündel auf ihren Köpfen?

„Kannst du es nicht sehen?“ sagt Tainton zu Munroe; „es soll nicht angenehm sein, wie Schinken und Speck geräuchert zu werden.“ Munroe zieht die Unterlippe zwischen die Zähne, niemand sagt, was er sieht. Aber alle Männer schießen schneller. Die Frauen sind wirklich nötig geworden zum Laden. Die Schüsse und die Treffer hindern nicht, daß das Reisig herangeschoben wird an die Fortmauern, immer mehr Reisig und Bretter und Hölzer rundum. Der Wind beginnt zu wehen. Sie lachen draußen und rufen: „Der Wind, es ist der rechte Wind!“ Der Wind weht talauf. Tainton versteht jedes Wort. „Die weißen Leute sollen verbrannt werden mit ihrem Hause.“ Tainton verläßt seinen Posten und tritt zu Munroe. Munroe und Billy gehen bei den Schützen herum. Es ist noch Munition da für hundert Schüsse. Dann, dann ist nichts mehr da.

Tainton muß hinauf ins Gebälk. Munroe steigt ihm nach. Unten schweigen die Schüsse. Tainton winkt und redet. „Da ist Mbulu!“ rufen Kaffernstimmen. So wird der Händler im ganzen Kaffernlande von den Farbigen genannt. „Wir führen jetzt nicht Krieg mit dir, Mbulu. Du bist nicht von Uuckland.“ Tainton merkt, es sind alte Kunden von ihm unter den Hinzugekommenen. Er schreit: „Führt ihr Krieg mit den Frauen und

Kindern? Sind die Frauen und Kinder Krieger? Tun die weißen Soldaten euern Frauen und Kindern etwas zuleide? Der Häuptling Munroe sagt, ihr sollt die Frauen und Kinder gehenlassen und nur mit den Männern Krieg führen!“

Tainton und Munroe warten. Bei den Schwarzen schiebt sich ein Rudel zusammen. Das Gerede dauert kürzer als sonst. „Wir wollen nicht Krieg führen mit den Frauen und Kindern. Die Frauen und Kinder dürfen fortgehen zum Missionshaus in Gwali. Die Frauen und Kinder müssen geben, was sie haben, dann dürfen sie fortgehen zum Lehrer in Gwali. Den Frauen und Kindern wird nichts geschehen. Wir werden Gwali nicht angreifen.“ Tainton stockt. „Es ist nicht alles“, sagt Munroe. „Sie sagen noch etwas.“ Tainton zögert und runzelt die Stirn. Munroe beharrt: „Sie nennen deinen Namen, so viel verstehe ich.“ Tainton, der derbe, wird rot im Gesicht, rot vor Scham. „Sprich doch schnell“, sagt Munroe. „Sie sagen, die Schweine fagen, ich möge mit den Frauen gehen. Ihr würdet alle totgeschlagen. Ich gehe natürlich nicht.“ Munroe packt ihn hart: „Du gehst. Der Marsch ist weit. Sie sind halbtot vor Furcht. Sie müssen einen Mann bei sich haben. Am besten kannst du ihnen helfen. Rufe es den Schwarzen zu. Rufe!“ Er wartet gar nicht, daß Tainton gehorcht. Er schreit hinaus in Englisch und packt von Raffenwörtern dazwischen, was er irgend gelernt hat: „Leute, Mbulu geht mit den Frauen. Sie werden euch geben, was sie haben. Der Krieg hört auf, bis die Frauen fort sind. Ich sage es, ich der Häuptling Munroe.“

Unten kommandiert Munroe: „Angetreten.“ Die Schützen haben Munroes Ruf gehört, aber recht klar ist ihnen nicht, was werden soll, und von den Scharten wenden sie sich zögernd. „Den Ausgang freimachen“, befiehlt Munroe. Sie packen an. Munroe teilt Schußfertige ab zur Deckung. Die Türe wird frei. Munroe läßt die meisten Männer hinaustreten mit den Büchsen. Sie bilden Bogen rechts und links vom Eingang. Munroe selbst tritt in die Mitte des Eingangs. Er nimmt den Hut ab. Er redet: „Meine Damen, Sie müssen sofort alle hinaus mit allen Kindern. Herr Tainton wird Sie zur Gwali-Missionsstation führen. Es wird Ihnen nichts zustoßen. Was Sie an sich tragen, müssen Sie dem Feinde überlassen. Wir werden sicherlich dafür die Rechnung begleichen, wenn Sie aus dem Wege sind, und — well, vordem wir Ihnen folgen. Lassen Sie stehen und liegen, was da liegt. Also —“, er zieht die Uhr, „vorwärts, Zeit ist nicht zu verlieren.“

Tainton umkreist die Frauen und Kinder wie ein Schäferhund und packt hier an und dort und reißt und zieht und stößt. Die Erstaunten kommen in Bewegung. Munroe tritt vor die Linie der Männer rechts. Die ersten Frauen und Kinder schieben sich durch die Türe. Munroe schreit „Attention! Present arms“. Die Schützen präsentieren stumm. Tainton drängt, drängt, drängt. Kein Mann antwortet etwas. Die Frauen glauben, die Männer sind verrückt geworden mit ihrer unzeitgemäßen Spielerei, Tainton drängt, drängt, drängt. Er ist so grob. Munroes Fünfjähriger, der die ganze Nacht

schief, der keinen Augenblick geweint hat, obgleich er zu aller Not überall Pudding genascht hat, grüßt militärisch, als er am präsentierenden Vater und den präsentierenden Schützen vorbeistapft. Sie sind vorüber, Tainton läßt keine sich wenden.

Dann kommen diese bösen zehn Minuten, in denen die Frauen ihre Kleider hergeben sollen. Billy schreit aus Reih und Glied heraus: „Sie dürfen aber nicht berührt werden!“ Seine Stimme zittert vor Wut und Weinen. Der Nebenmann rechts, der Nebenmann links packen ihn. Munroe donnert: „Stillgestanden, Augen gradeaus!“ Danach tritt er ein paar Schritte vor und ruft Tainton an: „Sieh zu, Tainton, daß du's durchzwingst.“

Die Kaffern fassen die Frauen und Kinder nicht an. Den Heulenden, den Zeternden lassen sie die Hemden, sie lassen ihnen zum Teil die Schuhe, weil Weiße sonst nicht richtig gehen können. Aber Tainton, dessen Freunde doch in der Minderzahl sind, muß dran glauben. Sie schälen ihn vergnügt aus. Sie schlagen nach ihm. Trotz aller Proteste steht der lange hagere Mann plötzlich splinternackt. Da ist seine Geduld am Ende. Er reißt seinem einen Peiniger einen gestohlenen Hut vom Kopfe. Er reißt einem anderen einen weißen Toppfdeckel, den dieser wie eine große Schmuckscheibe trägt, vom Halse. Mit dem Hute in der Rechten deckt er sich hinten, mit dem Deckel in der Linken deckt er seine Blöße vorn, und mit den Füßen teilt er Tritte aus, daß alles zur Seite springt, und sein Mund schimpft: „Ihr Teufel, ihr Schweine, ihr Hunde, ihr Verfluchten, ihr Schamlosen geht zur Hölle. Ja, dies ist eure Stunde, ihr Teufel, aber wartet, bis meine Stunde kommt. Wartet nur, wartet nur!“

Die Kaffern werden ordentlich ehrerbietig vor so viel Beweglichkeit und solchem Redefluß. Munroe warnt: „Tainton, Tainton fluche nicht so!“ Tainton schreit zurück: „Es ist heute kein Feiertag mehr, ich muß es diesen schamlosen schmutzigen Bestien heimzahlen.“ Die Schützen murren, Munroe warnt lauter: „Du sollst die Frauen und Kinder schützen, Tainton!“ Plötzlich besinnt sich der Händler, und Hut und Deckel krampfhaft an sich pressend, treibt er die Flüchtigen an und führt sie auf den Stolz und Ruhm des sterbenden Ortes, auf die gute Straße nach Woburn, wo dann der Weg abzweigt nach Gwali. Von der Biegung hören ihn die Männer noch, weil der Wind günstig ist. „Warten Sie, meine Damen, wie Ihre Männer zusammen mit den Soldaten von Alice diese schwarzen Teufel abstrafen werden! Warten Sie!“

Frauen, Tainton, Kinder gelangen nach Gwali, das Freistätte blieb, seit Gaika es befahl. In Gwali treffen sie die Reiter von Fort Hare, die die Tsumiedörfer warnen sollten und zu spät kamen, und was leben geblieben ist aus Juanasburg.

Die Männer von Auckland sind zwei Stunden nach Abzug der Frauen alle tot. Auch was in Woburn lebte, liegt alles mit verstümmelten Körpern.

VI.

Über die von Woburn und die von Auckland waren nicht die einzigen Toten der Mordweihnachten, und Frau Munroe und Frau D'Brien und Mary Ann Mackerell und Abigail Clarke und Sarah Gibson und die übrigen fünfundzwanzig Frauen und Kinder von Auckland waren nicht die einzigen, die in den nächsten Jahren in England zeugten gegen das elende Land, das ihnen die Männer und Väter geraubt hatte an den Tagen des freundlichsten Festes, statt ihnen eine neue, eine sonnige, eine sorgenfreie Heimat zu gewähren.

Wer kann in die Zukunft sehen, und sei sie ganz nahe? Niemand hat so scharfe Augen. Niemand kann hinblicken über ein paar kurze trennende Stunden und durch ein paar armselige trennende Meilen.

Der Gouverneur dachte, als er die achthundertfünfzig Mann ausziehen ließ beim Morgengrauen des Tages Adams und Eva von Fort Cox unter Führung des Obersten Mackinnon, es werde der friedliche Zug durch den Busch, wenn auch Sandili im Dickicht der Nabula, wo er sich verborgen halten sollte, nicht gleich zu finden sei, doch den Grenzfarmern zeigen, daß die Dinge nicht wirklich schlimm ständen. Der Anblick des starken Trupps werde die Kaffern beruhigen. Damit ein Unvorsichtiger und Hitzköpfiger und Furchtsamer und Aufgeregter nicht erst den Schaden anrichte, deshalb wurden die Büchsen der Soldaten nicht geladen.

Die Kaffernpolizei zog voran, die Hottentottenreiter folgten, danach ritten und marschierten die Weißen. An der Missionsstation Burnshill zogen sie vorbei in Ordnung. Der englische Missionar wußte nichts zu sagen. Danach begann bald der Busch und das Gebirge und der Wald und die Felsen. Und die Pfade wurden Viehpfade und schmale Rinnen, wie sie die laufenden Eingeborenen und das Wild offenhalten. Zum Frühstück schob sich die lange dünne Linie der Truppen wieder zusammen auf der freien Stelle, wo der Wolfbach mit dem frischen Keiskama zusammentrifft. Während abgekocht wurde, erschienen auf den Höhen rundum wie Paviane ausschauende Kaffern. Ein einziger Kaffer kam zur Truppe mit einem Milchsack und bot die Milch an zum Verkaufe. Oberst Mackinnon waren die Zuschauer nicht unrecht, und als sein Adjutant, der von den zwei letzten Feldzügen her Land und Leute kannte, warnte, es möchte doch vielleicht voraus eine Gefahr zu erwarten sein, zumal der Weg alsbald wieder eng werde zwischen schweren Felsblöcken, dazu schlüpfrig vom Bache, und schließlich am Bumapaf von Gestein und Holz und Berghang und Wasser völlig eingeschnürt, da strich er lächelnd mit der Hand durch die Luft.

Und nach dem langsamen Abmarsche ward die Linie der Truppe von neuem ein langer dünner Faden, und stolpernd und gleitend und zussaffend gelangte endlich ein Mann nach dem anderen in die Paßnähe. Die Kaffernpolizei, die Hottentotten kamen durch. Sie machten auf Befehl der Offiziere auf der offenen Fläche über dem Passe halt. Ein Stück hinter den Hottentotten

führten der Oberst und der Adjutant ihre Pferde. An der schlimmsten Stelle erlaubte sich der Adjutant nochmals hinzuweisen auf die Möglichkeiten, die sich hier einem Feinde böten, der seinen Nutzen wahrzunehmen verstünde. Er sah dabei plötzlich scharf auf den Hügelhang rechts über dem Felssturz mit dem dichten Unterholz, aus dem die unechten Olivenbäume ragten. Der Oberst erstaunte, daß der Gesprächige auf einmal schwieg. Auch er blieb stehen und wehrte dem drängenden Pferde. Da fiel ein Schuß hinter ihnen, und es folgte ein rechtes Prasselfeuer. Oberst Mackinnon wollte noch nicht glauben, daß die weiße Infanterie nun wahrhaftig doch von den Kaffern angegriffen wäre, gerade an der schlimmsten Stelle. Aber da rissen schon ein paar Menschen und Tiere an ihm vorüber, und der Zügel seines Hengstes war ihm aus der Hand, ehe er fluchen konnte. Der Adjutant bot an: „Sir, ich will zurück und die Infanterie durchbringen.“ Er drehte den Gaul herum und bestieg ihn hinter den Steinen und trieb ihn in den Schlund, so sehr die Hottentottenordonanz warnte und bat: „Myn Got! Myn Heer moet ni ingaan ni!“ Drei Packrösser, die Packsättel unter dem Bauche, bürsteten den Offizier fast aus dem Sitze. Als sie vorbei waren, bekam er eine Kugel in die linke Hüfte. Es war ihm, als schlug ihm ein Schmiedehammer darauf. Aber er war so zornig, daß er zweimal schießen konnte auf den einen Schwarzen, der aus der Deckung heraustrat. Danach gelangte er blutend zu den Leuten. Sie luden und feuerten. Die Angreifer waren nicht zu sehen. Der Arzt lehnte verwundet an einem Steine. Ihm zerriß eine zweite Kugel den Kopf. Die Mutigen versuchten in den Busch zu dringen. Es wurde gerufen und geschrien, aber man konnte doch nur vorwärts.

Auf der Hochfläche, gedeckt von der Kaffernpolizei, auf die die Angreifer nicht schossen, da ihr späterer Abfall verabredete Sache war, bekam die flüchtende Truppe endlich Luft. Dreiundzwanzig Mann fehlten, ebenso viele wurden verwundet mitgeschleppt. Die letzten, die kamen, hatten vorbeistürmend gesehen, wie Angeschossenen Köpfe, Arme und Beine abgeschnitten wurden. Aber die nächsten drei Meilen offenen Landes bis zur Missionsstation von Reiskama Hoek folgten die Kaffern nicht. Vor dem Missionshause, dort, wo es schön ist an friedlichen Abenden, verbrachte die Truppe im Viereck mit geladenen Gewehren, die Verwundeten in der Mitte, den Heiligen Abend und die Heilige Nacht. Mann kauerte neben Mann. Die Soldaten hatten böse Gesichter. Sie schämten sich, und welche fürchteten sich vor anderem, das kommen werde, und welche sahen in dieser Nacht im erregten Geiste gemarterte Kameraden und sahen nicht unrecht, und welche waren todmatt, und viele hungerten. Sie schwiegen auch nicht still. Sie hießen den Gouverneur einen alten Narren und den Obersten nicht minder, und sie beschimpften die Missionare, die verstört bei den Offizieren herumstanden. Am wohlsten tat es vielen, Rache zu verheißten, Blut für Blut, für einen Strich zwei Striche, für Marter Prügel zu Tode.

Sie wußten damals alle nicht, daß, wer lebte, nicht durch seinen eigenen Mut und die eigene Gile und Gewandtheit gerettet war. Sie wußten nicht,

daß an der Enge dreitausend Kaffern unter Sandili um sie herum gewesen waren. Sie wußten nicht, daß sie nur davongekommen waren, weil die Polizei und auch die Hottentottenkavallerie noch nicht abfallen konnte. Sie ahnten nicht, daß jene den Abfall schon vereinbart hatten und nur zögerten, weil ihre schwarzen und braunen Weiber und Kinder sich noch in Fort Cox befanden, im Lager des Gouverneurs.

Die Offiziere mußten mit tauben Ohren dasitzen. Beim Räte ward ein Umweg beschossen, heraus aus dem Gebirge. Oberst Mackinnon hoffte immer noch, einen wirklichen Krieg vermeiden zu können. In seinem Vertrauen, worin ihn der Missionar Niven bestärkte, hätte er fast die Verwundeten beim Missionshause liegen gelassen. Da wehrten sich auch die Offiziere und retteten auf diese Weise ihre Kameraden. Denn die Station stand nach zwei Tagen auch nicht mehr, und Niven und seine schwerkranke Frau blieben auf der Flucht nur dadurch am Leben, daß sich Laufe, die christliche Tochter Sogas Livo, Sogas Schwester, zwischen sie und die Mörder warf. —

Bei Anbruch jenes Weihnachtstages, an dem Auckland und Woburn untergingen, erfuhren die übernächtigen Truppen, es werde zurückmarschiert über die niederen Gwilli-Gwilli-Berge und den Debe Neck zum Fort White. Die Kaffern zeigten sich im jungen Lichte rundum auf den Hügeln und warteten, welches die Marschrichtung sein werde.

Und an diesem Tage, an dem um acht Uhr die Hitze über dem Boden flimmerte, bekamen die Truppen Feuer bei jeder Gelegenheit, und die weißen Menschen wurden schnell ganz stumpf, vor Durst und Sonne und vom Abbeißen der Patronen, und was sie konnten, warfen sie fort. Nur immer mehr Verwundete, die bekamen sie zu schleppen. Als Mackinnon in das offene Gwilli-Gwilli-Tal einlenkte und ein paar Feuer anzünden lassen wollte, stießen die Kaffern mit solchen Massen von Berittenen und Fußkämpfern nach, daß ein Halt unmöglich war. Bei der Flucht durch viele Stunden, oder dem langen bedrängten Rückmarsche, wie einer es nun nennen will, hatten die Krankgeschossenen harte Qualen zu erdulden. Einige von ihnen wurden mit dem Gesichte nach unten getragen. Wenn sie dem Boden zu nahe gerieten, wurden sie angerist von den Dornen und den harten Stauden. Wo Standgefechte stattfanden, an den schlimmen Stellen, wurden sie niedergelegt.

Einmal blieb der Adjutant liegen mit seiner zerschmetterten Hüfte im hohen Grase. Er wußte, was ihm drohte, und suchte sich weiterzustößen und zu schieben. Da kamen die paar Kavalleristen der Nachhut im Trabe vorüber. Etlichen waren die Pferde abgeschossen worden, die liefen zwischen den Reitern, und Sergeant Eckstein, der gern belacht wurde, weil er die englische Sprache nie recht meisterte, war unter jenen. Er kam zu Fall über dem verwundeten Offizier und schlug einen richtigen Purzelbaum. Beim Aufspringen sah er sich um und rief: „Ach Gott, ach Gott, dat is you, Sir?“ Der

Adjutant antwortete: „Ja, Eckstein, bitte laßt mich nicht hier!“ Da griff Eckstein vier Reitern nacheinander in die Zügel und hieß sie die Pferde laufen zu lassen und den Herrn mit anzupacken. So ging es weiter.

Später legten ihn die müden Träger in eines der vielen Erdlöcher auf der Kometjesfläche, die nach diesen vielen runden Gruben heißt. Die Kugeln fuhren herunter von Labandoda, dem Berge der Männer, und die Soldaten wollten verhindern, daß er noch einmal getroffen werde. Als sie gebückt über ihm rasteten, versuchte einer aus seiner schweren, hölzernen Feldflasche noch einen Tropfen herauszuziehen. Die Arme und Hände zitterten ihm sehr. Das Gefäß entglitt ihm. Es fiel dem Offizier mitten ins Gesicht und zerbrach ihm das Nasenbein. Der Offizier fühlte den harten Schlag im Wundfieber, und er hörte ganz ferne, wie Eckstein und die andern polterten über solche Unachtsamkeit und wie der Schuldige ärgerlich antwortete: „Was kann ich dafür?“ —

Als die Truppe endlich wieder zusammengeschoben und einigermaßen in Ordnung auf den Debe Neck gelangte, da ging trotz der Ermattung, und obwohl auch hier der Weg durchgefochten werden mußte, ein wütendes Schreien von ihr aus. Einer steckte den anderen an mit seiner kreischenden Klage. Der schütternde Ton hing über den Salven und Einzelschüssen ganz lange in der Luft. Und gefangene Kaffern sagten später aus, es habe sie das bei den weißen Männern so ungewohnte gellende Aufschreien viel mehr von einem letzten stürmischen Angriff abgehalten als die Wirkungen der Geschosse. Es hätten auch manche danach von einer Fortsetzung des Krieges gewarnt.

Die Truppe fand auf dem Debe Neck neunzehn verstümmelte nackte Soldatenleiber des fünfundvierzigsten Regiments. Die Köpfe fehlten allen. Tags vorher, während die Truppe am Bumapaß kämpfte, hörte der in Fort White kommandierende Offizier, daß ein von King Williams Town kommender Wagen mit Vorräten auf dem Neck angehalten und die zwei begleitenden Soldaten niedergemacht worden seien. Er sandte eine Offizierspatrouille aus, die dem Gerüchte nachforschen sollte. Alle Mann fielen an der Mordstelle, und ihre Köpfe wurden alsbald von Läufern von Stamm zu Stamm bis zu Kxeli getragen, um zu beweisen, wie es den Weißen dieses Mal ergehe.

Vom Debe Neck bis Fort White konnten die Truppen unbelästigt gelangen. Fort White wurde besetzt, die Verwundeten wurden dort abgegeben. Mit dem Rest der Mannschaften zog Oberst Mackinnon noch in der Nacht nach Fort Cog hinüber. Er nahm mit Recht an, es werde der Gouverneur in Fort Cog bald eingeschlossen werden und Hilfe nötig haben.

Auch zum Gouverneur waren am vierundzwanzigsten nach Abmarsch der Truppe allerlei beunruhigende Nachrichten gebracht worden. Späher wollten mittags von den Bergen her das Rollen von Schüssen gehört haben und deuteten es auf ein Gefecht. Der Gouverneur glaubte den Meldungen nicht. Als sie aber wiederholt wurden und seine Umgebung ihm Vorstellungen

machte, wurde er unmutig und ließ von berittenen Hottentotten einen Häuptling Koro zu sich bringen, den häßlichen Halbbruder Sandilis. Er wohnte unfern des Weges, den die Truppe genommen hatte.

Der Gouverneur selbst ging Koro entgegen und fragte ihn, ob auch er von den Bergen und dem Paß her etwas wie Gewehrfeuer gehört habe. Der verschlagene Schwarze antwortete, es könnten allerdings ein paar Schüsse gefallen sein. Genau wisse er es nicht, da doch Wind geweht habe von Mittag an. Danach wandte er sich einem der Männer zu, die ihn begleiteten: „Hast du heute schießen gehört?“

Dieser erwiderte, er habe Schüsse gehört und sich dabei gedacht, daß das herrühren müsse von Offizieren, die um den Paß herum die Gelegenheit zur Jagd auf Buschtauben benutzten. Da nickte der Gouverneur. Er versprach Koro, er wolle ihm zwei Kühe schenken, wenn er nur warte, bis sie von der Weide eingetrieben seien. Er meinte wohl, Koros längere Anwesenheit im Fort werde namentlich die Farbigen beruhigen. Koro sagte, er könne nicht bleiben, da er in seiner Werft noch eine dringende Angelegenheit verrichten müsse. Er werde indessen am Morgen gern zurückkehren und die Kühe dann abholen.

Sobald der Häuptling außer Hörweite war, machte der Gouverneur seinem Ärger Luft. Er bedrohte den mit einer nachdrücklichen Strafe, von dem die unsinnige Übertreibung ausgegangen sei, und schalt auf Brownlee, weil er die Gerüchte geglaubt habe.

Noch am Heiligen Abend schlich sich der Gaika Go zu Charles Brownlee in das Fort. Er sagte: „Du bist gerecht gegen mich gewesen, mehr als meine eigene Art. Ich muß dir erzählen, die Soldaten sind im Paß überfallen worden, und morgen zündet Kaimpi die Kriegerdörfer im Tsumietale an.“ Go entwich gleich. Brownlee trat noch einmal vor den Gouverneur. Aber Sir Harry schrie ihn aus dem Wege, und wer konnte noch etwas ändern?

Später erfuhr man, daß Koro selbst am Überfall teilgenommen hatte und gerade in seiner Werft wieder angelangt war, als die Hottentottenreiter vor den Hütten gesichtet wurden. Ihm und seinen Leuten blieb Zeit, ihre Gewehre zu verbergen. Sobald das geschehen war, ritt er zum Gouverneur. Die dringende Angelegenheit, die er vorschüzte, war ein vorher geplanter Racheakt. Auf dem Rückwege vom Gouverneur lenkte er zu den Hütten eines alten Ratsmannes Vasche hinüber. Der Greis hatte seit Wochen vor einem Aufstande gewarnt und sein ganzes Gewicht dagegen eingesetzt und war mit den Seinigen zu Hause geblieben.

Als der Alte zum Empfang aus der Hütte heraustrat, band ihm Koro ohne viel Worte die Hände zusammen, warf ihm einen Fangeriemen um den Hals und zerrte ihn hin und her. Der Begleitung befahl er, sie sollten alles Vieh des Gequälten, an die neunzig Stück, in den Häuptlingskraal sammeltreiben, es sei verfallen. Der Einrede der anderen Ratsmänner, es könne nach dem Brauche das Vieh einem Ratsmanne nicht ohne weiteres genommen werden, und es dürfe ihm auch ohne Urteilspruch kein Leid zu-

gefügt werden, beachtete er nicht. Es reizte ihn nur mehr. Er zerrte heftiger an den Riemen und schrie Basche an: „Wo sind deine weißen Leute jetzt? Warum helfen sie dir nicht?“ Und Basche wurde erdroffelt. —

Erst in der nächstfolgenden Nacht, als Oberst Mackinnon in Fort Cox eintraf und auch die Gerüchte über die Grenzdörfer durchsickerten, erfuhr der Gouverneur etwas von der großen Not des Landes, aber es war noch lange nicht die ganze Not. Mackinnon kam nicht zu früh. Am Morgen waren Fort Cox und Fort White vom Feinde eingeschlossen. Die von Fort White sahen dabei, wie Sandili, des Obersten eingefangenen Isabellhengst reitend, die aufgestachelten Scharen seines Volkes heranbrachte.

VII.

Am Abend des Weihnachtstages drang die Kunde, daß Gefechte stattgefunden hätten zwischen englischen Soldaten und Sandilis Kaffern, nach der deutschen Missionsstation Ntemba. Schultheiß, der Superintendent geworden war und zuweilen weite Reisen machen mußte, und die Brüder Rein und Salzmann, die ihm aus Deutschland vor Jahr und Tag zugesandten Helfer, waren anwesend. Sie hatten trotz der unruhigen Zeitläufte das Fest mit Freuden kommen sehen, denn sie spürten ein Gelingen ihrer Arbeiten. Drdentliche Häuser und eine ansehnliche Kirche waren der Vollendung nahe. Gärten und Saaten standen in Frucht. Sie gewannen immer mehr Zulauf, und Rein und Salzmann hatten, während sie das von Döhne entworfene und durch Posselt und Kropf bereicherte Kaffernlexikon abschrieben, das, wie sie mit Stolz erklärten, dreimal soviel Worte enthielt als das der englischen Wesleyaner, sich die fremde Sprache wunderbar schnell angeeignet. Auch eine Schule hatten sie aufgemacht, wo Rein den farbigen Kindern englischen Unterricht gab.

Schultheiß sandte sofort zwei Boten auf den langen Marsch nach King Williams Town. Er glaubte noch nichts Arges, aber er wollte verhindern, daß die farbige Gemeinde der Station in schädliche Unruhe gebracht würde. Die Läufer gelangten bis Peelton. Da sahen sie von Ferne schon, daß etwas nicht richtig wäre. Als sie sich mit großer Vorsicht herannähten, entdeckten sie im erleuchteten Hause des englischen Missionars Kaffern mit Affegais in den Händen. Auf diese Weise erfuhren Schultheiß und Salzmann und Rein, daß, wenn sie flüchten müßten, ihnen der Hauptweg abgeschnitten sei.

Inzwischen war es Tag geworden, und Schultheiß beschloß, nach Bethel zu reiten, um sich mit Kropf und Liefeldt zu besprechen und womöglich auch mit dem Offizier der seit kurzem in der Nähe von Bethel befindlichen kleinen Truppenabteilung, vorausgesetzt, daß diese nicht schon auf und davon sei. —

In Bethel war man am Christtage und Christabend nicht weniger froh gewesen als in Ntemba. Bei Kropf wuchsen inzwischen zwei Kinder im Hause, von denen eines schon große strahlende Augen machen konnte. Am späten Abend des Christtages war aber beiden Missionaren, Kropf und

Liefeldt, noch ein besonderes und unerwartetes Vergnügen dazugekommen. Der Offizier des Militärkamps hatte herübergeschickt und Briefe und Postfachen aus der Heimat abgeben lassen, die mit seinen eigenen Dingen dieses Mal von King Williams Town heraufgelangt waren. Der Beamte in King Williams Town hatte als echter Brite wohl gedacht, daß ein jeder um Weihnachten herum seine Post gern schnell empfangen, und hatte deshalb die anfragenden Boten der Mission nicht erst abgewartet, sondern den Militärtransport benützt. Es war eine ungewohnte Fülle, Schreiben der Missionsgesellschaft, Zeitungen und Mitteilungen von Brüdern und Verwandten. Ein Paß, vor dem Männer mit der Pseife und eine junge Frau an einem Feiertage schon ein paar Stunden wohlighubig zubringen konnten, die große Ferne mit geschäftigen Gedanken leicht überbrückend.

Frau Kropf stieß alles, was sie und ihren Mann anging, schnell auseinander und suchte nach der Hand ihres Vaters. Auch der Mann griff nicht nach anderem; denn die seltenen, aber langen Briefe des alten ausgedienten Lehrers in Potsdam, auf dem vorsichtigen, dünnen Papier und mit der ausgezirkelten Schönschreibeschrift, gaben ihm eigentlich noch mehr als ihr. Er hatte einen offenen Kopf und damals in seiner Anfängerzeit einen gesunden Humor, und das immer wiederkehrende Quentchen Spott, das der Schwiegervater seinen Betrachtungen anzuhängen liebte wie die Schnörkelchen gewisser Buchstaben, belustigte ihn ebenso sehr, wie es die Tochter im stillen verdroß. Ihr war das eigene Arbeitsfeld im fernen Kaffernlande das allein Bedeutsame. Hierzu sollte sich der Vater mit stets neuem Erstaunen bewundernd und fragend äußern und daneben recht viel von der Verwandtschaft erzählen. Daß er einen Teil seines Raumes mit eigenwilligen Berichten über die politischen Dinge der Heimat ausfüllte, „damit Ihr dort unter Euren Kaffern und beim gemeldeten häufigen Reden mit mundvollen Engländern und bei der besonderen Galbaderci eures Standes Maß und Blick für unser Nestchen der Welt nicht völlig verliert“, schien ihr unnötig.

Der Alte hatte dieses Mal im September geschrieben, um nicht wieder zu spät zu sein, und wenn nicht vom Christkinde, so doch wenigstens vom neuen Jahre sein seefahrendes Brieflein abliefern zu lassen. Er erzählte, wie er die Reisedauer aller Briefe verglichen habe, damit er einmal von seinen Kindern das Lob der trotz allen Seltsamkeiten der Zeit annoch vorhandenen preußischen Pünktlichkeit höre. Für die Enkel habe er je einen glänzenden Taler in die Sparkasse gesteckt. Danach marschierten die guten Wünsche auf, und die Fragen und Verlobigungen, nach denen Frau Kropfs Herz verlangte. Dabei bewies der Heimbleibige, daß er alle ihm gesandten Nachrichten sich so sehr zu eigen gemacht hatte, daß er über Dach und Fach in Bethel und die dunklen Gemeindemitglieder, die alten und die neu gewonnenen, über Willem Jamela, den lesefrohen September, den alten Klaas und die schlimme Frau Ngatje auf das genaueste Bescheid wußte. Von den Verwandten konnte er nichts Lächerliches und nichts Betrübliches aufzuführen, jedoch von der Familie des Bruders Scholz habe er gehört, der neben seinem

Schwiegersohne in jener bösen Nacht ermordet worden sei, und das sei Trauriges. Es habe der Vater seinen einzigen überlebenden Sohn bestimmt gehabt, sich dem Studium der Theologie zu widmen, um mit besonders guter Ausrüstung den gefallenem älteren auf südafrikanischer Erde zu ersetzen. Aber auch durch diese Rechnung sei ihm ein Strich gemacht worden. Den Jüngeren habe die Schwindsucht gepackt, und jetzt sei er an ihr gestorben. Man sage, der Vater habe, um dennoch der Mission zu dienen, den größten Teil seiner Habe der Gesellschaft vermacht und dabei auch eine Summe angesetzt für die Brüder, die mit seinem Ältesten einst ausgesandt worden seien.

Und nun hieß es: „Dies gönne ich Dir sehr, mein Albert. Der alte Scholz ist wohl ein so frommer und guter als tapferer Mann, denn seine Söhne hat er sicher liebgehabt. Aber es wäre, wie mir scheint, auch bei uns heute so viel zu tun, daß die, die Kraft haben zur Hilfe ebensogut im Lande bleiben können, und vielleicht verstand er nicht die Mahnung.

Mir wenigstens geht mein Land allem anderen vor. Da sind nun, seit die unruhvollen Jahre ihm die Geburt einer neuen Zeit verhießen, alle die Herren und Kammerdiener, die bei der alten Zeit ihre große fette Butterstulle mit Aufschnitt aßen und auch sonst bequem liegen durften und immer noch jemand zu kommandieren hatten. Die versuchen sich an allen Ecken und Enden im Kindermord wie weiland Herodes. Damit um Gottes willen diese neue Zeit nicht heranwache.

So haben wir Schleswig-Holstein in seiner Not verlassen. Warum, fragt Ihr? Ei der Daus, weil man nicht weiß, aus Schleswig-Holstein könnte die neue Zeit kommen, sagen wir. Die elenden Freiheitsprediger, wo immer sie sich befinden, sie sehen alle so suspekt und trüchtig aus, sagen wir. Man muß ihnen endlich das Maul stopfen, sagen wir. Wenn's der Däne oder der Pandur tut, um so besser.

Nun will aber ich fragen: Ich frage, wo bleiben die Seelsorger bei allem unserem Wirrwar? Und darauf soll mir Albert Antwort geben. Die Seelsorger, das sind nämlich die Leute, für die bei uns jetzt Arbeit wäre, wenn anders sie ihr deutsches Geschäft seit Luther je wieder verstehen lernten, und sie sollen nicht fortlaufen, auch nicht nach Afrika zu Guern Kaffern, zu Jamela und der schlimmen Frau Nqatje.

Dagegen mein' ich, möchte Platz dort draußen sein für die, die sich selbst nicht helfen können und denen auch niemand mehr helfen kann? He? darauf sollt Ihr beide antworten. —

Da kommt nämlich neulich Johann Gebhart zu mir, der Sohn. Guste kennt Johann Gebhart von der Zeit, als sie zweieinhalb Käse hoch war und als er unsere gelben Kaiser-Alexander-Pflaumen stibizte. „Wie steht's mit unserer Ackermark?“, frage ich, „und mit deinen Eltern, Johann, und mit deinem Weibe und Sohne?“ — Er hört die Nachfrage nicht, sondern zieht ein Papier aus der Tasche und reicht es mir zu. „Ei, ei“, sage ich und setze die Brille auf die Nase. „Lesen Sie, Herr Lehrer!“, sagt mein Johann. Ich sehe das Papier an und erkenne, es ist ein Abdruck des neuesten Gesetzes

über die Bauernbefreiung. ‚Ja‘, sage ich, ‚das brauche ich nicht erst zu lesen. Was darin steht, weiß ich wohl. Darin steht, daß ihr spannungslosen Laßleute nun endlich auch euren Hof und eure Hofwehre und Acker zu Eigentum haben sollt. Es hätte früher kommen müssen, dann wäre es noch besser gewesen. Aber dein Wunsch ist nun doch erfüllt, Johann, und ich wünsche dir Glück, und siehe zu, daß sie dich bei der Regulierung und Ablösung, wie sie es nennen, zugunsten des gnädigen Herrn nicht über den Löffel barbieren. Denn die großen Leute sind der Welt immer noch wichtiger als die kleinen.‘ Während ich rede, muß ich denken, was schneidet der Mann doch für Gesichter, grade als wenn ihm von der Knabenzeit her noch meine unreifen Kaiser-Alexander-Spalierpflaumen im Leibe zwackten. Und da fängt er zu flennen an. ‚Einen Schnaps‘, rufe ich. ‚Einen Schnaps!‘, und ich nehme den Kell in mein Zimmer. ‚Was ist es?‘, frage ich. ‚Ist der Vater gestorben.‘ — ‚Der Vater ist auch tot‘, sagte er, ‚aber ich bekomme die Stelle nicht, wir müssen von der Stelle herunter vor Neujahr. Der Herr zieht die Stelle ein zum Vorwerk.‘ — ‚Schafskopf‘, sage ich, ‚Schafskopf, hier ist das Geseß! Hier! Gegen Geseße kann kein Herr nicht an, wir sind in Preußen.‘ — ‚Ja‘, sagt er, ‚ja‘, und lacht nun, als wäre er nicht bei Troste. ‚Aber von Pächtern steht nichts im Geseße, wer zur Pacht sitzt, der hat kein Recht an seiner Stelle.‘ ‚Nein‘, antworte ich, ‚das weiß ich wohl, du Stoffel, aber du bist so wenig ein Pächter als ich ein Seiltänzer, hat doch auf der Stelle schon dein Urgroßvater seinen Misthaufen gehabt.‘ Darauf jener, es habe auch schon seines Urgroßvaters Urgroßvater dort gegessen. Und da höre ich nun die Bescherung.

Also: Johanns Vater ist das Kamel gewesen, und unser gottesfürchtiger Herr Baron, der, wenn er meinte, daß es auf seinen Vorteil ginge, nie zu den Langsamen gehörte, hat ein bißchen Nabob gespielt. Ich will aber die Geschichte gleich rethrum erzählen, nicht von hinten her, wie mein flennender Johann sein Glend erfuhr. Anno 1848 fingen die Studierten und die Liberalen und auch ein paar Beamtete, die noch ein etwas von unserer preussischen königlichen Tradition hielten, recht laut davon zu reden an, es müsse endlich ein Geseß gemacht werden, daß die anno 1816 von der Regulierung ausgeschlossenen kleinen Bauernstellen in den alten Provinzen auch dienstfreies Eigentum ihrer Besitzer würden. Schon seien aus den meisten Laßleuten und Kossäten und Büdnern auf rechte und unrechte Weise mißvergnügte Insten und elende Tagelöhner geworden, die nur mehr das eine hofften und erstrebten, sich davonmachen zu können in ein fremdes Land. Und wenn nun dieses Legen der kleinen Privatbauernstellen und das Einziehen zu den Vorwerken, das entgegen allem früheren klugen Königswillen seit 1816 Platz gegriffen habe, nicht aufhöre, so seien die kleinen Wirte bald allesamt verschwunden zum Schaden des Landbaues und zum Schaden des Heeres und zuletzt zum Schaden der Gutsherren selbst, denn, wenn schon die Enterbten zunächst in ein reines Dienstverhältnis eingetreten seien, der Not gehorchend, sie warteten alle auf ihre bessere Gelegenheit, und also werde die Landheimat immer schlimmer entvölkert. — Die Sätze wurden natürlich

hinausgetragen zum Landvolke, und die Herren hörten sie und die Bauern; und die Projektensmacher und die Winkelkonsulenten sorgten dafür, daß hier einer „Alha“ und dort einer „Dho“ sagte.

Der Herr Baron läßt sich eines Tages den Gebhart kommen, das alte Kamel. Er sagt zu ihm: „Gebhart, Ihr tut so wenig Dienste, Ihr müßt mir Pacht zahlen, wie es jetzt Mode ist.“ Gebhart läßt sich den Satz dreimal wiederholen. Er hat ja man immer getan, als ob er schwerhörig wäre. Zu solchen Fisiamenten reichte sein Verstand. Nach dem dritten Male antwortete er: „Herr Baron, ich sitze zu Bauernrecht.“ Darauf fragte der Herr: „Gebhart, wer bestimmt den Erben auf Eurer Stelle, wenn Ihr sterbt?“ Der Gebhart hört jetzt schnell und gut. Er antwortete vorsichtig: „Der Herr Baron bestimmt den Erben. Aber es haben meine Väter da drüben gegessen, sicher so lange wie dem Herrn Baron seine Väter hier im Schlosse. Und früher gehörte bei uns noch viel mehr zu. Alles, was jetzt Vorwerk ist, erzählte mein Vater, gehörte bei uns mal mit zu. Aber es ist lange her.“ „Es ist das so Geschwätze, Gebhart“, sagte der Baron, „und nu sind wir in anderen Zeiten. Und mit den Diensten, das habe ich nicht mehr nötig, und nu sollt Ihr zahlen, und dann könnt Ihr sitzenbleiben auf der Stelle, so lange Ihr lebt, aber wenn's euch nicht recht ist, dann müßt Ihr fort und damit Punktum.“ Gebhart überlegt, das Pachtgeld ist nicht so beträchtlich, das gefällt ihm wohl. Der Baron sagt: „Daß ich Euch jetzt zum Abzug zwingen kann von der Stelle in einem halben Jahre, das wißt Ihr doch genau?“ Gebhart denkt: „Ja, es erzählen ein paar, daß einer gezwungen werden kann, und es sagen andere, vor dem Gericht gilt das gar nicht.“ Der Baron sagt: „Wenn Ihr aber zur Pacht sitzt, Gebhart, dann kann ich Euch nicht mehr herauswerfen, solange die Pacht dauert, und bei Euch soll sie Euer Leben lang dauern, bis Euch Engel oder Teufel abholt.“ „Und danach?“ fragt Gebhart und denkt schon daran, ein gutes Geschäft zu machen, „was geschieht danach?“ — „Hat das Euer Vater etwa gewußt?“, fragt der Baron. Da unterschreibt Gebhart den Vertrag und wird Pächter. Aber seinem Weibe und seinem Sohne sagt er nichts von dem Vertrage. Die hören nur, er habe die Dienste abgelöst, und das war ihnen recht. So geht es zwei knappe Jahre, bis der Alte bettlägerig wird und merkt, daß die Freude kurz war und daß der Tod vor der Türe steht. Da wird ihm himmelangst um seinen Pakt, und er rückt heraus mit der Wahrheit. Mein Johann läuft ins Schloß. Er war klüger als der Alte und mußte von dem neuen Gesetze, das eben heraus war, und hatte sich schon als Besitzer gesehen, wie die Bauern auf den vollen Nahrungen, der arme Gieremund. Weiß Gott, was der Tölpel dort geschwaßt hat. Als der Alte dann begraben war, erfuhren sie es ja genau, daß sie, Mutter, Johann und Frau und der Junge von der Stelle herunter mußten bis zum Ende des Jahres, weil der Alte zu Zeitpacht gegessen habe und nicht mehr im alten Verhältnis. Aber der junge Baron wolle den Johann als Arbeiter zulassen und ihn für die Dauer des Vertrages mit einem Morgen Land ausstatten. —

Bei dem Geflenne und Gerede wurde mir doch heiß, und überdies fing das Glockenspiel auf der Garnisonkirche sein altes Lied zu läuten an, und ich mußte an die beiden großen Könige denken, die unter dem sanften Gebimmel ihren ewigen Schlaf schlafen, und an den alten Fritz zumeist, wie der jetzt dreinschlagen würde rücksichtslos, wenn er dieses hörte, und weil ihm die sorgenvolle Nachkommenschaft seine weiten Königsgedanken so elend beschnitten hat.

Da versprach ich dem Flennenden: Ich will meinen Rock anziehen und versuchen, was sich machen läßt. Wir sind in Preußen! Und ich war unterwegs, ich habe die Tage nicht gezählt. Ich erfuhr, daß nichts zu machen sei, denn die Umwandlung des Verhältnisses sei vor dem Eistierungsgeetze geschehen. Ich erfuhr, daß ich wohl zu den unangenehmen Supplikenschreibern und selbst zu den Freiheitspredigern gehören müsse, was sich doch für einen alten Mann recht schlecht schicke. Ich hörte auch, daß es wie unserem Johann vielen andern gegangen sei und manchen noch schlechter, nachdem der Bauernschuß nun einmal seit bald vierzig Jahren aufgehört habe, und es hätten mancherorts die früheren Patrimonialrichter mitgeholfen, und die Leute selbst hätten es auch oft so gewollt. Und an dem kleinen Landzuwachs sei dem Gutsherrn ganz gewiß nirgends gelegen gewesen, sondern daran, daß ihnen genug Arbeiter erwüchsen für ihre Betriebe. Und es sei doch auch kein Unglück, wenn die Menschen statt kümmerlich von dem Lande nun ordentlich von ihrer Arbeit lebten. Einer, ein Neunmalweiser, sagte mir endlich: Ob ich denn wirklich glaube, daß sich der große König in seiner Zeit um das besondere Unglück und Mißvergnügen von so ein paar elenden kleinen Kerls gekümmert hätte, der habe auch nur das Wohlergehen der ganzen Landwirtschaft im Auge gehabt und daß sie gehörig Nahrung schaffe, und daß seine Werber viele Burschen fänden für die Regimenter. Da hatte ich genug, denn meinen Alten Fritz, den soll mir keiner verderben, wenn er selbst recht hätte.

Also frage ich noch einmal: Wenn da draußen so viel freies Land ist bei Euch, wäre da nicht Platz dort für manche dieser an der Grenze ihres Kanaans Verelendeten, vordem sie hier von Amerika schwärend ihre Gesundheit und ihren Verstand und ihre paar Taler in Brantwein ersäuft haben? Mit dem Johann Gebhart habe ich schon darüber gesprochen, und er möchte wohl gleich gehen, wenn er nur den Weg wüßte, und wie es anzufangen wäre.“ —

Hier schloß das Schreiben. Es folgte nur die Unterschrift.

Als Mann und Frau sich anzogen am frühen Morgen des zweiten Feiertages, fingen sie alsbald von dem am Abend gelesenen Briefe zu sprechen an. Kropf sagte: „Es ist deinem Vater sicher eine sehr wichtige Angelegenheit. Man kann es auch daran erkennen, daß er am Ende gar nicht mehr an einen Gruß dachte. Und er ist doch sorgsam und genau.“ Frau Kropf antwortete ein wenig verdrossen: „Mutter sagte häufig zu Vater, du denkst mit dem Herzen, Hauffe, und nicht mit dem Kopfe, und dies ist nicht un-

bedenklich, und vielleicht hatte sie recht. Und überlege nur, Albert, wie solche Branntweintrinker unsere Gemeinden stören würden." Kropf lächelte: „Nun vielleicht tranken sie hier keinen Branntwein, denn eine Hoffnung haben, Auguste, das ist eine große Sache.“ Dabei hatte er die Augen ganz voller Morgen Sonne. Aber sein Weib konnte die Nöte und Freuden der anderen nicht so schnell an den eigenen Nöten und Freuden vergleichen. Sie sagte: „Die himmlische Hoffnung hat ein jeder, und Vater vergift die Unsicherheit dieses Landes.“

Während sie sprach, blickte Kropf zum Fenster hinaus und sah einen Reiter auf eilig trippelndem Pferdchen über die Bodenwelle kommen, und er erkannte Schultheiß, und er rief: „Da ist Besuch, da ist Bruder Schultheiß. Ihm wollen wir Vaters Einfall erzählen. — „Doch“, sagte er, „doch, ist es nicht eine seltsame Stunde?“ — Er lief schnell hinaus. Frau Kropf machte sich hastig fertig. Sie versuchte zu hören durch die angelehnte Türe, was draußen geredet wurde. Es drang kein Wort herein, und als sie die Tür weiter aufstieß, stand ein schwarzer Junge allein da, der den nicht abgefattelten Pony am Zaune hielt. Die Männer mußten in Liefeldts Haus getreten sein. Da ließ sie Kaffee aufsetzen und wandte sich den Kindern zu. Endlich kam Kropf herein mit ernstem Gesichte. Er sprach leise. „Die Brüder sind zum Offizier hinüber, um sich mit ihm zu beraten. Du sollst nicht erschrecken. Es sind böse Nachrichten.“ Sie fragte: „Hat der Krieg wirklich angefangen?“ Kropf hob den Finger: „Ja, ja, der Krieg hat wohl angefangen zwischen den Engländern und den Gairas. Es ist noch nicht ganz gewiß. Vielleicht müssen wir bald alle fort. Wir von Bethel und die Brüder von Stemba.“ — Sie faßte seinen Arm mit beiden Händen und preßte hart, und er hatte die Hände gefaltet und starrte zur Erde. Eigentlich hatte sie das Gefühl, sie müsse ihn schütteln, damit er sofort angebe, wie es mit den Kindern sein werde, und was sie gleich alles zusammenpacken solle.

Indem begann das Andachtsglöckchen zu läuten. Sie ließ los und sagte: „Sie läuten.“ Er antwortete: „Ja, es ist Zeit zur Andacht. Und ich habe geboten, daß geläutet werde. Wir wollen hinübergehen. Denn die Gemeinde ist ohnedies unruhig von den Gerüchten. Und nach der Andacht werden die Brüder zurück sein, und es wird verkündigt werden, was geschehen soll.“ —

An diesem Tage wurde schweren Herzens beschloffen, daß Bethel und Stemba unverzüglich geräumt werden mußten. Schultheiß und Rein und Salzmann und ihre Gemeinde kamen am Morgen des nächsten Tages mit Sack und Pack von Stemba herüber, um sich dem nach King Williams Town abmarschierenden Militär anzuschließen. Sie gedachten samt ihren Anhängern auf der großen Station des guten schottischen Missionars Brownlee im Schutze von King Williams Town Unterkunft zu finden. Stemba wurde nicht zu früh verlassen. Schon als Schultheiß von Bethel heimgaloppierte, merkte er, daß fremde Gestalten, die ihn nicht grüßten, überall herumlungerten. Und als der flüchtige Zug in der Frühe in die Nähe der zerstörten Station Peelton gelangte, jagten plötzlich aus einem Tale schreiende schwarze

Reiter auf sie zu, die Affagais schlangen und Schüsse abfeuerten. Schultheiß und Rein und Salzmann merkten, was die Uhr für sie geschlagen hatte, und vielleicht beteten alle drei: „Wenn es möglich ist, laß es kurz sein.“ Aber als sie die Augen wieder recht aufmachten, da versuchte der Führer der Anstürmenden ihnen seine Ehrerbietung zu beweisen. Von Schüssen war es auf einmal ganz stille, und die Schwarzen hielten ihre Speere wie friedliche Stöcke. Ein Kaffer sagte auf englisch: „Oh, ihr Lehrer, unser Häuptling will euch eine Strecke begleiten, damit ihr sicher ziehet.“ Rein und Salzmann sahen sich an und sahen sich um, und ihre zaghaften Herzen fragten: „Ist das eine List, oder ist das ein herrliches Wunder?“ Während Schultheiß mit dem Häuptling redete, lachte hinter Rein einer seiner Schüler und zupfte den Missionar schließlich am Ärmel, und als Rein sich wandte, deutete der Knabe auf die Hügel bei Bethel, da mußte auch Rein lächeln. Dort blinkte es immer wieder, es waren die Strahlen der Sonne auf den blanken Vajonetten der marschierenden Truppe.

Sobald die Soldaten fort und die Stembaner sicher vorüber waren, machten sich Kropf und Liefeldt mit den meisten Leuten und allem Gute der Station auf den Weg zu den Herrenhutern nach Silo im Norden der Amatolas und außerhalb des eigentlichen Kaffernlandes. Sie hofften, daß ihre Gemeinde dort auf der Missionsstelle der freundlichen Herrenhuter Obdach finden werde. Sie ahnten noch nicht, daß der neue Krieg, von dem die Kaffern einander erzählten, „dies ist kein Krieg um Ochsen“, sehr weite Kreise ziehen werde. Als sie ein bis zwei Stunden von Bethel entfernt waren, erkannten sie an den Rauchsäulen in der Richtung ihrer alten Niederlassung, daß das Verderben schon über Bethel hereingebrochen sei. —

Viele sahen in dieser Woche, wie ihre Häuser hinter ihnen verbrannt wurden. Die Straßen in die Kolonie hinein waren voll von Flüchtenden, und auf ihren Spuren folgten Kaffernimpis in das Land der Weißen. Am Silvesterabend loderten die Feuer der Wilden auf dem Zuurberg, unfern von Port Elisabeth. Beim Katberge wurden drei gefangene Weiße von ihnen lebendigen Leibes zu Tode geröstet. Niemand war da, sich dem mordlustigen Feinde entgegenzustellen, denn in Fort White, in Fort Cox, in Fort Hare lagen die Truppen eingeschlossen, und die Besatzung von King Williams Town war kaum groß genug, um diese Zufluchtsstätte, wo viele weiße Männer, Frauen und Kinder und zweitausend farbige Christen zusammengekommen und Massen von Viehherden zusammengetrieben waren, zu schützen. Nach King Williams Town schlug sich der Gouverneur durch, nachdem ein Versuch, ihn von Fort Hare aus zu entsetzen, unter Verlust von vierundzwanzig Mann und einer Kanone fehlgeschlagen war. Am vierzehnten Morgen seiner Einschließung brach er aus in der Uniform eines gemeinen Soldaten zwischen zweihundertfünfzig Reitern. Die Säbel machten Platz, der Häuptling Sivolo warf sich ihm umsonst entgegen. Über Fort White und die Kometjesfläche mit den vielen Löchern gelangte der Gouverneur an sein Ziel.

Die von Fort White hatten wochenlang eine böse Zeit. Mehr als ihre Verwundeten verteidigen und etliche Fliehende auf dem Posten aufzunehmen, konnten sie nicht. Von einer Befestigung dieses Forts war nie viel zu sehen gewesen, und anfangs hatte der Kommandant so wenig gesunde Leute zur Verfügung, daß nicht einmal in jede Lücke zwischen die Hütten ein Mann mit einer Büchse gesetzt werden konnte. Nur in den sogenannten Bastionen hockte immer eine Handvoll scharfäugiger Kerls wie junge Raubbögel in einem Neste beisammen. Sie schützten drinnen den langsam wachsenden Hunger und wehrten, weil sie zu warten verstanden, bis sie abschossen, draußen dem andrängendem Feinde, der bald, um das Übel größer zu machen, zu einem Drittel aus der militärisch ausgebildeten Kaffernpolizei bestand. Denn die paar hundert Polizisten waren in jener Nacht, als Oberst Mackinnon nach dem Überfall im Paß Fort Cox wieder erreichte, unter Mitnahme von Rind und Regel und Pulver, Blei und Waffen Mann für Mann zu ihrem Volke übergelaufen.

Von Silo aus beantwortete Frau Kropf ihres Vaters Weihnachtsbrief. Während sie schrieb, kirrte das Geräusch der arbeitenden Spaten und Schaufeln zu ihr herein, und die Schubkarrenräder knarrten und quiekten, und die Sandsäcke wurden unter einem singenden Rufe angehoben und plumpsend fallen gelassen. Wenn sie aufsah, hatte sie den ernststen Vorsteher von Silo, den Herrenhuter Bruder Bonaz, vor sich und ihren arbeitenden Mann und die andern arbeitenden und helfenden Weißen und die mitgeflohenen Betheler Gemeindemitglieder und die Schwarzen von Silo und zwischen diesen wieder die paar christlichen gelben Hottentotten. An den Karren schoben und zogen auch die Weiber ihr Teil. Es galt den Plan, das Kirchengebäude mit einem Walle zu umziehen für die Not. Die Fenster waren schon zugemauert. Zwar schien Silo aus dem Wege der aufgeregten Kaffern zu liegen, und in der Hochebene jenseits des Gebirges glich die Station einer einsamen freundlichen Insel, aber Bruder Bonaz wollte sich bei Zeiten rüsten, und vielleicht hatte er schon seine besonderen Nachrichten von dem ungeduldigen Major Lylden in Whittlesea. Bruder Bonaz handelte immer zuerst und erklärte danach.

Frau Kropfs Ältester war bei ihr und zeigte sich unruhig an dem ihm noch fremden Orte. Und der störende Lärm und das Quälen des Kindes war dem Briefe nicht förderlich. Frau Kropf berichtete zuerst von allem Geschehenen. Das nahm einen breiten Raum ein. Danach las sie das empfangene Schreiben durch, um auf sämtliche besonderen Anregungen zu erwidern. Sie fand wirklich nur die Beschwerde über Johann Gebharts Schicksal und die Frage, ob für die bei der letzten Bauernbefreiung entwurzelten Leute wie Gebhart nicht eine Gelegenheit sei da draußen. An Gebhart brauchte sie nicht erinnert zu werden. Vom ersten Tage an über die eigene Not und Flucht hinüber hatte sie sich auf die Vorstellungen gefreut, die sie dem eifrigen Vater zu machen gedachte. Die ganze Erzählung ihres Abenteurers und des Betheler

Unglücks und der Prüfung des Landes war ihr gleichsam zur Einleitung geworden. Jetzt spitzte sie also die Lippen, und ihre etwas wässerige, auseinanderfließende langweilige Schrift rückte mehr zusammen, die Grundstriche wurden schwärzer, manchmal flogen kleine Spritzerchen rechts und links daneben und über und unter die Unterstreichungen der einzelnen Worte. Sie schrieb:

„In solche Fährnisse möchtest Du wirklich jene unruhigen Menschen mit ihren Begehrlichkeiten hineinsenden? Ich glaube nicht, lieber Vater, daß Du unser heidnisches Land trotz meinen Versuchen der Beschreibung richtig erkannt hast, und sagt Albert dieses auch. Denn was sollte hier ein Mann anfangen, welcher so schwach ist, daß er in seiner Jugend das siebente Gebot nicht achtete? Ich erinnere mich wohl an unsere gelben Kaiser=Alexander=Pflaumen, und hatten wir in Bethel schon verschiedene heranwachsende Pflaumenbäume und gedachten wir ihnen gelbe Pflaumenreiser aufzupfropfen bei der ersten Gelegenheit. Was könnte aus diesem Manne nun dahier werden, wenn schon in eurer preußischen Ordnung die Gewißheit bestund, daß er neuerdings den Versuchungen des Trunks nicht zu widerstehen vermöchte? Und wem hat Gott dieses Stück afrikanischer Erde überhaupt gegeben? Heißet sie umsonst das Kaffernland? Mir scheint, sobald jene schwarzen Völker Seinen heiligen Namen und Sein heiliges Wort recht annehmen, soll man sie und die leitenden Lehrer fernerhin nicht stören lassen durch Zuwanderer, welche des zeitlichen Gewinnstes wegen den Eingang suchen. Denn die Zuwanderer bereiten den Lehrern und Brüdern selten Freude, weil sie im christlichen Beispiele ermangeln und ärgerliche Redensarten im Munde führen und wenig bestrebt sind, sich einzuordnen.

Aber wir glauben, daß wir auch im allgemeinen mit Dir nicht einverstanden sein dürfen, und meinen wir, daß deine bekannte Hilfsbereitschaft, lieber Vater, noch mehr als die öfteren freiheitlichen Gedanken Dich besonders allen Klageführenden geneigt macht. Wer klaget, ist deshalb noch nicht im Rechte, und der Spruch muß allezeit gewißlich bestehen bleiben: Jedermann sei untertan der Obrigkeit, die Gewalt über ihn hat. Der Baron ist des Johann Gebhart Obrigkeit, und für seine Taten wird der Baron einst Rechenschaft ablegen vor Ihm, der alle Dinge besser zu durchschauen vermag als wir blinden Menschen. Ich will Dir aber auch einen Satz aufschreiben, von dem sagen mein Mann und Bruder Bonaz, daß er für diesen Fall wohl passe und schon früher gegenüber den Begehrlichkeiten der kleinen Bauern in Preußen ausgesprochen worden sei. Dieser Satz lautet:

„Eine vollkommene Freiheit, sonderlich wenn sie mit Armut verknüpft ist, können nicht alle Menschen wohl vertragen, auch sind nicht alle Menschen von der Art, daß sie, ohne von anderen regiert zu werden, sich selbst oder dem gemeinen Wesen nützlich zu sein trachten, etwas Gutes schaffen oder das Ihrige in acht nehmen.“

Danach erwarte ich, lieber Vater, Du wirst den Johann Gebhart und etwaigen sonstigen Nachfragern vor Augen stellen, daß Afrika annoch ein gefährliches und heidnisches Land sei, und sie denken müssen an das Sprich-

wort: Bleibe zu Hause und nähre dich redlich, in welchem aber nichts vom Trinken steht. Den Hunger in der Fremde lernt der kennen, welcher das mühselige Brot der Heimat verachtet, und der Hunger nach Gottes Wort wird ihm noch empfindlicher sein, wo ihm kein Gotteshaus offensteht, in welchem er seine Not dem Herren ausweinen und Trost und Hilfe suchen könnte.“

In dieser Weise und mit übrigen zutreffenden Wendungen, die auf richtig gemischter Erde an- und eingewachsene Menschen, seit den Zeiten des Alten Testaments, andern gegenüber mit Leichtigkeit zu brauchen gewohnt sind, ging es durch noch manche Zeilen fort. So nahm Frau Kropf ohne Arg und Ahnung ihre Rache an des Vaters politischem Briefe, und während sie diese Seiten schrieb, bemerkten ihre aufschauenden Augen nicht ferner den Fortgang der Arbeit draußen, und ihre Ohren vergaßen fast das lebhafteste Kind.

VIII.

Dadurch, daß außer den Soldaten nun auch die deutschen und schottischen und englischen Missionare aus dem Wege waren, wuchs des Propheten Umlanjenis Gelegenheit immer mehr. Selbst bei den Stämmen an der Küste, deren Häuptlinge den Frieden zu wahren beabsichtigten oder sich abwartend verhielten, und über dem Kei bei Krelis Volk und noch weit hinter Krelis Reich wurde erzählt: „Der Prophet lebt im Keiskamaflusse, und er steht auf einem Beine, und er trägt sein Gesicht auf einer Backe, und er zündet seine Pfeife an der Sonne an. Als die Erde sich bewegte und die Schiffe scheiterten in der Bai im vergangenen Jahre, da gebaren ihn die Berge und das Wasser.“

Diese seltsame Geschichte machte viele neugierig, und von allen Seiten kamen Männer und Beauftragte herangezogen, um nachzusehen, was vor sich gehe. Sie fanden, daß ein großer Teil des Volkes Hütten im Walde gebaut hatte und nicht wie früher in der freien Ebene und am Abhange der freien Hügel lebte gleich allen anderen Kaffern. Sie wunderten sich und fragten. Es wurde ihnen geantwortet: „Umlanjeni hat gesagt, ihr sollt eure Feuer nicht mit Dornbüschen nähren, sondern mit dem Holze des Waldes.“ Dies hatte Umlanjeni vor Ausbruch des Aufstandes verkündet der Sicherheit wegen. Sie begegneten auch großen Viehherden, die durch die Berge nach Osten getrieben wurden, daß Kreli sie verwahre. Sie merkten, alle Befehle und Pläne liefen von einer Stelle aus, das war Umlanjenis Waldhütte.

Was Sandili wollte, ließ er dem Propheten heimlich sagen, und bei Sandili wiederum befanden sich fortwährend die Boten des fernen Oberkönigs Kreli. Wer bis zu Umlanjenis Waldhütte gelangte, der forschte nicht mehr: Warum lebt der Prophet nicht im Flusse? Warum steht er nicht allezeit auf einem Beine? Warum trägt er sein Gesicht nicht wirklich auf einer Backe? — sondern er horchte mit den Männern und Frauen auf die Lehren und Weisungen des Propheten. Der Prophet predigte jeden Tag: „Ihr sollt ablassen vom Zauberwesen. Ihr sollt untereinander kein Blut

vergießen. Ihr sollt voneinander nicht stehlen. Ihr sollt das Holz der Dornbüsche nicht zu Feuerholz verwenden, sondern nur das Holz des Waldes.

Die Sonne ist der Gott der schwarzen Menschen, und der Gott streckt seine Strahlen durch die Wolken des Himmels wie ein Baum seine Zweige von sich streckt, und die Sterne sind seine jagenden Hunde.“ Diese Lehre schien vielen sehr verständlich. Sie sahen gerne des Abends zu dem Leuchten und Glitzern hinauf, und sie sagten untereinander: „Dies ist schön, man kann die Sterne sehen. Dies ist gewiß wahr, die Sterne, die Skwesi, sind die jagenden Hunde des großen Gottes der Schwarzen, und Skwes (das ist der freundliche Abendstern) ist des großen Gottes Lieblingshund.“

Der Prophet verkündigte: „Eines Tages werde ich das Wasser des Büßflusses verbrennen. Vor den weißen Menschen bin ich der Wind. Sie wollten mich fangen, ich bin vor ihnen hergelaufen wie der Wind.“ Die Versammelten sagten: „Sehet, er ist der wirkliche Wind, und er hat doch die Gestalt eines schwächlichen jungen Krüppels! Er kann auch die Blinden sehen und die Stummen reden und die Lahmen gehen lassen nach seinem Willen.“ Umlanjeni gab den Kriegern einen Zweig des Plumbagobaums, den sie um den Hals tragen sollten, und ein Stöckchen, das, an den Speer gebunden, die Macht über die Weißen verleihe. Er befahl auch das Vieh von schwarzbrauner Farbe zu Opfern zu verwenden; und wo immer Rauch aufstieg aus dem Busch, deuteten die Leute hin und sagten: Es ist der Rauch der Opferfeuer Umlanjenis.“

Viele von denen, die Umlanjeni zuhörten, ließen sich kugelfest machen, und solche Fremde, die nicht den Zorn eines heimischen Häuptlings zu fürchten hatten, schlossen sich Sandilis Haufen an. Einige erwarteten ungeduldig die Gelegenheit eines Kampfes, einige erhofften Gewinn. Einige waren neugierig. Alle waren bereit, irgendein neues Seltsames zu glauben, nachdem im Laufe der Zeit die verschiedenen Lehren der Missionare die alten Anschauungen überall gelockert hatten. —

Als Hermannus Matroos, der der Sohn eines Gaikarweibes und eines entlaufenen Sklaven war, und in dem die Regierung bis zuletzt einen Vertrauensmann sah, mit einer Horde Bastards aller Art vor Fort Beaufort erschien, waren auch die Hottentotten in den Aufstand hineingezogen. Sie hatten zwar keinen Streit mit den Weißen und nannten sich Christen und besaßen dieselben Rechte wie die europäischen Kolonisten und wohnten bequem untereinander an der Grenze, aber den dünnen, leichtbeweglichen und gedankenlosen Leuten hatten ihre britischen Gendlinge viele Jahre hindurch vorgeschwaht, es geschähe ihnen nie ganz recht, wenn nicht die Missionsgesellschaft sich fortwährend für sie verwende. Sobald nun bei dem allgemeinen Durcheinander Führer der eigenen Rasse unter ihnen austraten und ähnliches behaupteten, glaubte die Masse ihnen gern und lief noch lieber den eigenen Führern nach, bis sie nicht mehr zurück konnte. Ähnlich ging es mit den Hottentottenkavalleristen, die waren hinüber zum Feinde und zu ihren Landsleuten, ehe sie selbst recht wußten wie.

Auf Silo zeigte sich die Unruhe bei einzelnen Hottentotten zuerst und nicht bei den Kaffern. Bruder Bonaz versammelte die ganze Gemeinde zum Abendmahle, und dann ließ er in der Kirche die gelben Wortführer den Arm aufheben und schwören, daß sie treubleiben wollten, was immer geschähe. Es baute noch jeder ein paar Wochen mit an dem Walle um die Kirche. Dann kam für Silo der böse Tag. Die Rebellen bekannten Farbe, und weil die Brüder ihnen nicht nachgeben konnten, waren sie zum Abzuge gezwungen. Die Rädelsführer kümmerten sich wenig darum, daß die Lehrer vor ihnen die Hände wuschen und dabei sprachen: „Die Strafe wird euch ereilen: wir sind unschuldig an eurem Blute.“ Den Betheler Flüchtlingen wurde kaum Zeit gelassen, das Allernötigste zusammenzuraffen. Mit ein paar Kleidungsstücken und nicht mehr mußten sie davon. Das ganze Betheler Stationseigentum, das Kropf von dort hergebracht hatte, ging verloren. In der Haft hatte jeder noch genug zu tun und zu denken. Die schwangere Frau Kropf, der die neue Not ganz unerwartet kam, bemühte sich um ihr ältestes Kind, den Säugling meinte sie sicher in den Armen seiner schwarzen Hüterin. Ihr Mann war unter seinen Anhängern und hörte und riet und half. Als sich alles um den einen Karren herum in Bewegung gesetzt hatte und die Peitsche knallte und die Richtung auf King Williams Town zu eingeschlagen war und einige weinten, rief Frau Kropf dem leergehenden Mädchen zu: „Wo hast du das Kind?“ Die Dienerin antwortete: „Hast du es nicht selbst mitgenommen, Inkosikas, und hast du es nicht auf den Wagen gelegt?“ Da liefen Kropf und sein Weib und das Mädchen zur eben verlassenen Station zurück und sahen nicht rechts und nicht links, sondern sprangen in ihren Wohnraum. Es war grade hier noch niemand hineingekommen, und auf dem Elternbette in ein Tuch gehüllt, so wie Frau Kropf das Bündel zur Flucht fertiggemacht hatte, lag der schlafende Junge. Vordem die vier den Karren wieder erreichten, brannte ein Teil der Wohnhäuser.

Der Herrenhuter Brüder Weg ging nach Norden. Kropf und die Betheler erreichten King Williams Town. Rein fuhr auf einem englischen Kriegsschiff von East London nach Kapstadt. Kropf und seine Familie wurden bald auf die Station Zoar im Westen der Kolonie befördert. In Brownlees Lager blieb nur Schultheiß übrig, und als er nach Deutschland fuhr, trat Liefeldt an seine Stelle.

In der Londoner Missionsstation Theopolis an der Grenze, dort, wo den Hottentotten von machiaveltigen Sendlingen so viel Narreteidinge in den Kopf gesetzt worden waren, brach die Rebellion auf eigentümliche Weise aus. Da hatten um die Lehrhäuser herum zwischen den Hottentotten christliche Fingokaffern ihre Hütten. Die Fingos waren von den Briten immer beschützt worden, weil sich die bei allen freien Kaffernstämmen tödlich Verhassten in Kriegen gut gebrauchen ließen. Not, Gewöhnung und Anlage hatten die Fingos zu fleißigen Arbeitern gemacht und hatten sie im Handel geschickt werden lassen. In einem wirklichen eigenen Stammesverbande befanden sie

sich damals nicht. Es war ihnen selbst am liebsten, wenn sie, durch die Weißen vor Gefahr bewahrt, zwischen anderen Stammesangehörigen nisten konnten. Langsam und gewiß gingen dann erst der Überfluß und schließlich die Notwendigkeiten der anderen in ihren Besitz über. Am leichtesten kamen sie zu Wohlstand unter den gelben, sorglosen, spiellustigen Hottentotten, die wie die Zikaden sind im Feld und auch etwas von der leichten, hüpfenden Zikadengestalt haben. In Theopolis fingen die Hottentotten doch schließlich untereinander davon zu reden an, daß sie eines Tages völlig verarmt sein würden, ohne auch nur ein Stück Kleinvieh und ohne irgendetwas, für das man sich Tabak und ein Glas Schnaps kaufen könnte, aber die Fingos, die kämen immer mehr zu Fett, und bald werde selbst unter den Kirchenältesten ein Gelber nicht mehr zu finden sein, sondern nur die fremden Schwarzen.

Als der Aufstand begann, wurde das Gerede hitziger. Und an einem Maimorgen, sobald es eben Büchsenlicht geworden war, hörte man lautes Geschrei und Getöse an verschiedenen ausgewählten Stellen der Niederlassung. Die ahnungslosen Schwarzen wachten auf und kamen gleich Maulwürfen verschlafen aus ihren Hütten heraus, zu erkunden, was es gäbe. Sie wurden einer nach dem anderen, Mann, Frau und Kind, von den Gelben niedergeknallt mit den Gewehren und der Munition, die die Regierung zur Grenzverteidigung in vielen Jahren geliefert hatte.

Nach der Verteilung der Habe der Ermordeten wären alle hottentottischen Stationsbewohner bereitgewesen, mit ihren Sendlingen weiter zu leben wie bisher und sich als Anhänger der Mission und der Kirche zu erweisen. Aber die Mordtat konnte von den weißen Sendlingen und der Regierung nicht übersehen werden, und da blieb den Unbedachten nichts übrig, als sich erst widerwillig, dann in wachsender Schwarmgeisterei und bei erwachendem Blutdurst, einem Manne besonders anzuschließen, der wie Umlanjani unter den Kaffern, aber noch mehr den Missionaren nachahmend, als Prophet seiner an der Grenze wohnenden Stammesgenossen auftrat.

(Fortsetzung folgt.)

Literarische Rundschau

Rings um die religiöse Frage

Unter den unvergänglichen Sinsprüchen des Cherubinschen Wandersmannes findet sich das Verslein: „In Trost und Süßigkeit kennst du dich selbst nicht, Christ; das Kreuz zeigt dir erst, wer du im Innern bist.“ Ist damit nicht ausgesprochen, daß der Christ auch dem Antichristen zu Dank verpflichtet ist, daß in einer Welt, der das antichristliche Prinzip fehlte, auch das christliche keinen Platz haben würde? Wie war es denn in den Jahrzehnten vor dem großen Kriege? Woran krankte denn die Menschheit, wodurch versandete insbesondere alle wirkliche Gut und Kraft des religiösen Lebens? Nicht so sehr durch irgendwelche entseffelten Elemente des Chaos, nicht durch soziale Not oder politische Spannungen, sondern weil umgekehrt die Dinge einen relativ so hohen Grad von Ordnung und Wohlfahrt, Harmonie und Gelöstheit angenommen hatten, der wie die unertägliche Last einer Reihe von guten Tagen über der Menschheit lag und wenigstens die Jugend aller Völker bei Ausbruch des Weltkrieges wie bei dem eines lange ersehnten und trotz aller seiner Folgen bejahen Unwetters auffauchzen ließ. Das Christentum aller Konfessionen wäre vielleicht in kurzer Frist verfault, wenn es in solchem Stile mit der Wohlfahrt und Ordnung der Welt weitergegangen wäre. Will man daher das antichristliche Prinzip in seiner gefährlichsten Form kennenlernen, so muß man das Wörtchen anti seiner drei letzten Buchstaben entkleiden und eine Welt aufsuchen, in der der Christ nicht verfolgt, gemartert und gemordet wird, sondern in einem synkretistischen Pantheon allgemeiner Glaubensfreiheit und Glaubensunverbindlichkeit seine Einordnung gefunden hat. Von solcher gefährlichen Ordnung der Zustände sind wir heute recht weit entfernt. Die bei

aller gelegentlichen Flachheit ihrer Ideologien doch allein durch die Wucht der aufgerührten Mächte in die Tiefe führenden Umwälzungen unseres Zeitalters — gleichgültig, welches politische Vorzeichen sie tragen — lassen die christlichen Wahrheiten nicht in Fäulnis geraten. Man kämpft, und also lebt man wieder. Nur ist leider das diesen Kämpfen parallel laufende Christentum nicht immer von einem dem Ernst der Auseinandersetzungen entsprechenden Gewicht, gleichgültig, ob es nun anti- oder prochristlichen Charakter trägt. Die besten Auslassungen zur christlichen Frage finden sich vielmehr auch heute weniger bei den aus langem Schlafe plötzlich zur Aktivität erwachten Religionskämpfern unserer Tage als bei den alten, in den Gedankenkreis ein Leben lang mit ihrer ganzen Existenz gleichsam eingerungenen Christen. Wir erwähnten bereits in einem früheren Heft D. S. Mereschkowskij's dreibändiges Christenwerk, von dem nunmehr auch der letzte Band unter dem gesonderten Titel „Tod und Auferstehung“ vorliegt (Huber und Co., Franenfeld, Leipzig. 420 S., 8,50 RM.). Ein Buch, in dem ästhetische, wissenschaftliche und religiöse, ja fast sakrale Werte eine schöne Vereinigung gefunden haben. Der stillste, aber mächtigste Gegner des Christentums ist ja vielleicht Kronos, die Zeit, welche Jahr für Jahr mit immer neuen Ereignissen und Gedanken über das Geschehen von Golgatha hinüberwächst und die damals in der Welt stattgehabte Erschütterung ohnegleichen langsam wieder abschwächt. Mereschkowskij's Buch ist nun wie kaum ein zweites seiner Art geeignet, zu restaurieren, wenn man diesen Ausdruck in solchem Zusammenhange anwenden darf. Alle seine Gelehrsamkeit wie auch sein schriftstellerisches Können dienen nur dazu, die Christusgestalt in ihrer ursprünglichen unvergleichlichen Leuchtkraft den heutigen Menschen

wenigstens ahnen zu lassen. Demgegenüber tritt der beträchtliche religionspsychologische und exegetische Wert der Schrift in den Hintergrund, da dieser Russe nicht das Richtbild des Theologen, sondern noch das des Heiligen in der Seele trägt. Er setzt in dieser Hinsicht die Reihe seiner großen schriftstellernden Landsleute fort, deren Lebensweg vom Wort zur heiligenden Tat führte wie noch zuletzt neben Tolstoi derjenige des edlen Wladimir Solowjow.

Von Solowjow hat der Vita Nova Verlag, Luzern, „Die Erzählung vom Antichrist“ in einer Übersetzung Karl Nozels neu aufgelegt; ein überraschend aktuelles, wenn auch seiner rein literarischen Gestalt nach nicht sehr hochwertiges Werk. Solowjows Bücher sind überhaupt nicht ohne den Einsatz seines lebendigen Menschen zu denken. Man muß zum mindesten ein Bild dieses Mannes gegenwärtig haben, um hinter seinen Worten das rechte Gewicht herausfühlen zu können. Es war deswegen klug, daß der Übersetzer dem Bändchen eine biographische Einleitung vorausgeschickt hat. Die Erzählung selber spricht in allegorischer Form Gedanken aus, wie wir sie in unseren einleitenden Betrachtungen referiert haben, und trifft mit ihren Prophezeiungen wenn auch nicht genau, so doch in großen Zügen die Zustände, wie sie in der Welt, besonders in Europa, heute herrschend geworden sind bzw. sich für die Zukunft jetzt schon abzeichnen. Wichtiger als alle Prophetie ist aber auch in diesem Büchlein die positive christliche Kraft, der Wille zur Aufnahme des Kreuzes, die leidenschaftliche Abkehr von aller Konzilianz. Es kreist mehr Blut vom Blute Christi in diesen Russen als in uns oder gar in den westlichen Europäern. Dadurch wird natürlich nicht gehindert, daß die religiöse Krise auch bei uns allerlei beachtliches Schrifttum hervorreibt.

Wir fügen den seither schon besprochenen Werken noch einige Neuerscheinungen an. Martin Dibelius hat „Die Botschaft von Jesus Christus. Die alte Überlieferung der Gemeinde in Geschichten, Sprüchen und Reden“ zusammengestellt, übertragen

und herausgegeben (J. C. B. Mohr, Tübingen. 166 S. 2,80 RM.). Eine Art rekonstruiertes Arevangelium. Arbeiten wie diejenige Dibelius' sind bezeichnend für eine bestimmte protestantische Christusauffassung. Sie befinden sich auf der Suche nach dem „wahren“, vom Beiwerk der Überlieferung gereinigten Christus, zerstören aber dabei doch viel von der Kraft des Mythos, ohne den auch der christliche Kultus schwer auskommen könnte.

Wendet sich diese Schrift in ihrem Hauptteile wie auch mit ihrem erheblichen Anmerkungschaß an den Laien, so sind drei andere Broschüren des gleichen Verlages mehr für theologische Fachdiskussionen gedacht. Kurt Leese liefert mit einer sorgfältig ausgearbeiteten Schrift „Das Problem des Ateismens in der Religion“ einen im Ton vornehmen Beitrag zur Auseinandersetzung mit der Deutschen Glaubensbewegung (Preis 2 RM.). Die Schrift ist Albert Schweitzer gewidmet und deutet auch darin schon ihre klare protestantische Position an. Emil Brunner hat seine unter dem Titel „Natur und Gnade“ erschienene, viel beachtete Auseinandersetzung mit Karl Barth in zweiter Auflage herausgegeben, wobei insbesondere der Apparat der Calvinizität der notwendigen Korrektur unterzogen wurde. Schließlich ist als dritte theologische Broschüre des Mohr-Verlages Günther Bornkamms „Geseß und Schöpfung im Neuen Testament“ zu erwähnen, worin das heute heiß umstrittene Verhältnis von Schöpfung und Erlösung im Sinne der neutestamentlichen protestantischen Exegese behandelt wird. In der ausgezeichneten Sammlung „Wissenschaft und Zeitgeist“ des Verlages Felix Meiner, Leipzig, hat als Bändchen 4 Fritz Joachim von Rintelen seine Einführungsvorlesung in Bonn in erweiterter Form unter dem Titel „Albert der Deutsche und wir“ herausgegeben. Albert der Deutsche ist natürlich Albertus Magnus, der sich auch Teutonicus genannt hat; ein Denker voll überraschender Gegenwartsbeziehungen, die von Rintelen nicht erst konstruiert, sondern nur aufgezeigt zu werden

brauchten. Wir erwähnen nur den „ordo honorum“ Alberts, in welchem Wertphilosophie und Existenzphilosophie zusammenklingen: „Die Stufen des Seins sind Stufen der Werte“, hat Albert gesagt und auch noch im Sinne des frühen, deutschen Mittelalters die Sphäre des Aristotelischen mit hineingenommen. Kintelens Darstellung bläht den Staub der Jahrhunderte von der Gestalt des großen Scholastikers und versteht es, in treffender Weise gleichsam Ideenübersetzungen zu liefern, im Alten gegenwärtige, frisch geprägte und scheinbar aus beziehungslosen Tiefen persönlicher Originalität stammende Begriffe kenntlich zu machen. Eine tüchtige Arbeit.

Endlich nennen wir noch zwei in looserem Zusammenhange mit unserem Thema stehende Schriften. Auf seine persönliche Weise löst Wolfgang Irböner in einem „Buch über Religion und Weltanschauung“, das den ein wenig kindlichen Haupttitel „Der Weg aufwärts“ führt, die Probleme der Zeit (Wilhelm Braumüller, Wien, Leipzig, 254 S. 7 RM.) temperamentvoll, mit bestem Willen, aber doch ahnungslos gegenüber den heute zu sinnvollem Philosophieren nötigen Potenzen. Dagegen ist eine populär-philologische Schrift Arno Mulots „Frühdeutsches Christentum. Die Christianisierung Deutschlands im Spiegel der ältesten Dichtung“ (Mehler, Stuttgart, 5,85 RM.) zu empfehlen. Diesenigen, die es für ihre Diskussionen brauchen, erfahren aus dem Buche Genaueres über den Amalgamierungsprozeß, den Germanentum und Christentum in der frühen deutschen Geschichte eingegangen sind. Das Werk ist unparteiisch geschrieben.

Günther.

Von helden, Narren und Liebenden

Der gewissenhafte Beobachter des zeitgenössischen deutschen Schrifttums kann sich oft nicht des Eindrucks erwehren, als wären die Schreibenden in Deutschland in ihrer Mehrheit von dem neuen Gedankengut überrascht und fast erschreckt worden. Dies soll eine Fest-

stellung sein und also weder Lob noch Tadel enthalten. Diesem Beobachter nun bietet sich oft der schon niederschlagende, kaum noch erheiternde Anblick aufgeschreckter Männer und Frauen, die, plötzlich ein wenig ratlos geworden, dem Neuen und den neu an sie gestellten Forderungen hilflos gegenüberstehen, sich dann, mit dem lobenswerten Willen, sich erneut zu erweisen, aus dem Ideenkreis der Zeit kleine und große Stücke herausbrechen und nun mit ihnen ihren Kampf bestehen, der nicht immer, ja, der selten zu ihren Gunsten ausgeht. Die sich aus dem Strom der Zeit Forderungen wie „Heldische Lebensauffassung“ und „Heldentum“ gewählt haben, sind verhältnismäßig günstig gefahren, denn sie konnten ihre Gleichnisse aus dem geschichtlichen Raume nehmen und Vorbild und Mahnung am Bilde großer Männer deuten. Von der verkörperten und verkehrten Geschichtsschreibung reden wir hier erst gar nicht. Die aber, die das Bestreben, dem Bauern zu geben, was des Bauern ist, mit Pastoralsymphonien und Haffgesängen gegen die Stadt verwechselten, haben sich zumeist übernommen, und ihr Werk erhält gegen das Ende zu, wenn programmgemäß die Heimkehr zur Scholle fällig ist, etwas Bruchiges, Unorganisches, Verbogenes.

✱

Die dichtenden Geschichtsschreiber haben es leichter, sagten wir, und da ist es zugleich nachdenklich stimmend, daß auch hier die besten Bücher der Gattung von Autoren kommen, die eigentlich keine Wandlung in ihrer Arbeit durchmachten und durchzumachen brauchten.

Eine Lieblingsgestalt des deutschen Volkes, das strahlende Bild Friedrichs des Ersten von Hohenstaufen, beschwört der zwischen Hoffmannscher Phantastik und Geschichtsdeutung seinen Weg nehmende Karl Hans Strobl in dem Roman „Kaiser Rotbart (Quelle & Meyer, Leipzig, 1935. 353 S.). Menschen und Landschaft, Raum und Ideen der Zeit sind mit genauer Sachkenntnis ausgestattet und zu einem glanzvollen Bilde mittelalterlicher deutscher Kultur ver-

dichtet. Das Historische, das ja bei einer so viel beschriebenen, bedichteten und besungenen Gestalt wie Barbarossa selbst für den Laien leicht nachzuprüfen ist, ist vorhanden und gänzlich frei von allem Theaterzauber. Vor dem Leser läuft das Leben eines Mannes ab, der ein großer und ein gewaltiger Mann war; ein Mann, der Weltgeschichte trieb, aber darum kein Halbgott, sondern ein Mensch, untertan allem Menschlichen, dem Schicksal, dem Irrtum und dem Anteil. Und dessen Tragik es war, allzusehr den ewigen Traum vom sonnigen Süden zu träumen. Heinrichs des Löwen „Verrat“ erhält neuen, höheren Sinn, wenn man erst einmal die Italienszüge als verhängnisvollen Irrtum erkennt. Der Freund dichterischer Erhellung geschichtlicher Räume findet an diesem Buch Strobils einen wertvollen Zuwachs seiner Bücherei.

Wilhelm Kofde-Kottenrodt ist dem Berichterstatter — er gesteht dies offen mit dem Zugeständnis eines Gefühls der Beschämung und der nachdrücklichen Erinnerung daran, daß Urteile und Vorurteile auf dem gleichen Holze wachsen — zu einer unerwarteten, erfreulichen Begegnung geworden. In seinem Buch „Glutende Zeit“ (J. F. Steinkopff, Stuttgart. 1935. 464 S.) entwirft er — man muß schon einen Begriff aus einer sehr vorgestrichen Malerei wählen — ein gewaltiges Kolossalgemälde vom Umbruch der Jahre 1788 bis 1815. Auf dem Hintergrund der großen Französischen Revolution und des wankenden europäischen Absolutismus zeichnet er das Leben Napoleons und Ernst Moritz Arndts nach. Wie aus dem Leutnant der Herr Europas und aus dem Rügener Bauernsohn und schwedischen Untertanen das Gewissen der deutschen Nation wurde, versteht der Verfasser so fesselnd, lebendig und bildkräftig zu erzählen, daß es selbst dem geschichtskundigen und fachwissenschaftlich geschulten Leser oftmals erscheinen mag, als hätte er erst jetzt so recht eigentlich die Geschichte jener Zeit gelesen.

Der Held ist immer eine tragische Gestalt. Das Heldische ist das wirklich, das schlechthin Tragische. Es scheint zu seiner

Tragik zu gehören, daß es nie oder selten ohne den Verrat ist. Vielleicht überspitzt, vielleicht übersteigert, aber doch mit der Wahrheit, die auch der Übersteigerung noch innewohnt: der Schatten des Helden ist der Verräter. Im Vertrauen auf das Wort seines Kaisers befreit Andreas Hofer Tirol; wächst ein Mann aus dem Volke zu Denkmalsgröße. Er nimmt den Bayern das Dänaergeschenk Napoleons, und gnädig empfängt Habsburg das Land zurück, um es nach Wagram seinem Schicksal zu überlassen. Ein Mann glaubte an Gerechtigkeit, sein Kaiser aber verriet ihn. Die Armee des Generals Lefebvre bringt nach blutigen Kämpfen die Stützen der Tiroler zum Schweigen. Andreas Hofer wartet in den Bergen auf seine Stunde. Da kreuzt ein Mensch seinen Weg. Sieht er nicht aus wie ein Mensch? Die Nase ist da, die Augen, der Mund; er hat Hand und Fuß, und es ist zu vermuten, daß unter seinem Rock auch ein Herz schlägt. Er ist in diesen Bergen geboren; gewiß ist es ein Mensch. Ein Mann, nach seinem Namen, Franz Rastl, zu urteilen. Es war nur eine Täuschung; es sah nur so aus, als wäre es ein Mensch und ein Mann dazu. Es war der Verräter. Rastl Franz, der aussah wie ein Mensch, lieferte ihn vor die Flinten der Franzosen. Andreas Hofer verblutete unter ihren Kugeln. Sein Kaiser aber verlobte zu dieser Zeit seine Tochter dem Kaiser der Franzosen. Mit wachsender Ergriffenheit und tiefer Erschütterung liest man den Hofer-Roman von Erwin H. Rainalter (Der Sandwirt. P. Zsolnay, Wien. 1935. 340 S.). Man liest ihn aber auch mit grenzenloser Bitterkeit. Es ist ein Buch, das den Mann unruhig macht. Es wäre schade drum, wenn Rainalters prachtvoller Roman — wir wollen einmal annehmen, daß sich bei einem Dichter das Dichterische immer von selbst verstehe — dieses Heldenlied vom Sandwirt, vom Andreas Hofer, der unsere Knabenträume erfüllte, in der Flut der neuen Welle geschichtlicher und halbgeschichtlicher Romane, und was sich dafür ausgibt, nicht gebührend beachtet würde. Uns will

scheinen, als hätte der Volksheld Andreas Hofer hier sein Volksbuch gefunden, und darum wünschen wir ihm, daß es ein volksverbreitetes Buch werde.

Es dürfte kaum leichter sein, ein Leben der Enge zu führen, den grauen Alltag und ein kleines Tagewerk zu meistern und auszufüllen, als ein großes Schicksal im Lärm der Welt. Und so geizt es sich, nach dem Ruhm des Mannes auch des zwar leiseren, aber nicht minder bedeutsamen Heroismus der Frau zu gedenken. Für alle Frauen, die still und unablässig und ohne viel Aufhebens das Ihre tun, die Forderung des Tages erfüllen und damit dem lauten und lärmenden Manne das Rückgrat stärken, zeugt das Leben der „Pauline aus Kreuzburg“, das uns, Männern und Frauen gleichermaßen zu Trost und Ehre, Ruth Hoffmann erzählt (Paul List, Leipzig. 1935. 343 S.). Wer einer Frau aus etwelchem Anlaß ein Trostbüchlein, einem Mann ein Buch zur Besinnung und Nachdenklichkeit zu spenden sucht, der sei mit Eifer auf diese anmutig, liebevoll und weltkundig erzählte schlesische Geschlechterchronik hingewiesen.

Zum Lobe der deutschen Frau, die während des Krieges trotz Not und Tränen, trotz Hunger und Sterben die deutsche Heimat zusammenhielt, die überall da einsprang, wo Männer zu ersetzen waren, erzählt Otto Erich Kiesel, auf den wir zum Abschluß unseres Berichts noch einmal zu sprechen kommen, in dem Roman von der Kriegsfront der Frauen „In der Heimat, in der Heimat . . .“ (Brotschek & Co., Hamburg. 1935. 309 S.). Beispielhaft für das Erleben und beispielhaft für die Gestaltung gibt der ungewöhnlich begabte Erzähler, der das Handwerk des Erzählers autokratisch beherrscht, ein erschütterndes Gleichnis vom Leben in Deutschland kurz vor und während des Krieges; ein Gleichnis, das die verwirrende Fülle der Welt, die Herrlichkeit und Härte des Menschseins wie eine zugleich wehe und süße Frucht spürbar macht. Ida Dohrecht und Bruno Berckholz, Bauerntochter und Telegraphenarbeiter, ziehen nach Hamburg

in die gefährliche große Stadt. Hier leben sie ihr Leben, ihr einfaches, arbeitssames, liebevolles Leben — bis der Krieg den Mann fordert. Eines Tages ist Bruno, ständig geahnt, gefürchtet und doch nun unsagbar, undenkbar, nicht mehr Bruno, nicht mehr ihr Mann, ihr knabenhaft verliebter ewiger Junge, ist er nur noch ein Schatten in jener fernen, fremden Welt, da Idas Träume nicht hinreichen. Der Frau bleibt nichts mehr als die beiden Knaben und die Erinnerung. Wie wird sie ihnen erzählen von dem herrlichen Vater, der auszog, ein Soldat unter Soldaten; er, einstmals ihr Mann, ihr Mann für alle Ewigkeit, schien es. Aber, wie war das denn? Deutschland muß leben. — Nun, Ida Berckholz wird weiter das Ihre tun; für ihre Jungen, für Deutschland. Nicht anders wie alle Frauen.

*

Einen Bauernroman, und zwar einen, wie sie uns die neue „D-Bauer“-Dichtung reichlich beschert hat, legt der noch sehr junge Hein Kruse mit seinem Erstling „Der Gefallene ruft“ vor (Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart. 1935. 405 S.). Der Freund des Gefallenen wird seinen Eltern zum Sohneserbschaft. Sie setzen ihn zu ihrem Erben ein, und er ruft nun seine früheren Kameraden aus der Stadt, daß sie gemeinsam siedeln und dem Meere neues Land abringen. Hier hat ein junger Mensch, der mit offenen Augen durch unsere Zeit geht und scharf beobachtet, seine Kräfte versucht, seine Gedanken, die heute allgemein verbreitete Gedanken sind, in dichterischen Worten darzulegen. Leider ist es beim Versuch geblieben. Wenn der Schriftsteller sich seinen Stoff wählt — eigentlich sollte es wohl umgekehrt sein — so wählt sich Kruse vielleicht künftighin besser weniger gefährlich gewordene Themen.

Diese fast unheimlich gewordene Zurückführung durch die „Heim-zur-Scholle-Tendenz“ ist es, die auch bei einem sonst so prachtvollen, lebendigen, technisch gekonnten und ausgeglichenen Werk wie dem starken, in diesem und jenem Sinne

starken, Buch, „Das Fähnlein Raut“ von Henrik Herse (Wieweg & Sohn, Braunschweig. 1935. 499 S.) einen unbefriedigenden, zwiespältigen Eindruck hinterläßt. Junge, mutige Menschen, mit dem unbekümmerten Mut zu ihrer großen, alles verschönenden, alles versöhnenden Liebe, und mit dem Mut zu ihrer herrlichen Eigenart, gehen ihren Weg durch Krieg und Nachkrieg. Sehen ihn durch die Welt des Theaters, des literarischen Betriebes, durch die sonntäglich-feiertägliche Welt der Bootsfahrt und Stromwanderer. Eine unendliche Welle von Schönheit und Süße und von Würde des Menschlichen geht von diesen jungen Menschen aus — bis sie alle ihre Zelte, wörtlich und bildlich, abbrechen und die Heimfahrt zur Erde antreten, um gemäß dem Zuge der Zeit zu siedeln. Ein Dramatiker produziert Gemüse! Dieser Roman, der ein Meisterwerk deutscher Erzählkunst ist und der bis auf Seite 425 einen starken, ungebrochenen, einen schlecht hin beglückenden Eindruck hinterläßt, enthält spürbar viel Autobiographisches, und es mag darum sein, daß auch die Gemüseproduktion des Schriftstellers Ernst Wahrheit ist; man wird jedoch bei diesem Werk den Verdacht nicht los, daß es allzu eilfertige Erfüllung der Forderung der Stunde ist.

Ebenfalls in dem sehr rührigen Verlage Friedrich Wieweg & Sohn erscheint ein Goethe-Roman „Jahr der Wandlung. Goethes Schicksalswende, nach-erlebt von Franz Servaes“ (Braunschweig. 1935. 424 S.). Servaes, der verdienstvolle Erzähler, Essayist und Kritiker, der Biograph Lili Schönmanns, zeichnet mit feinen, stilsicheren Worten den Ablauf des letzten Frankfurter Jahres, des Jahres 1775, in Goethes Leben nach. Es ist der jugendliche Goethe, der Liebhaber in allen Gestalten, den Servaes „nacherlebt“. Das Literarhistorische ist da, das Zeit- und Lokalkolorit ist da, und es ist alles echt und schön und kultiviert erzählt; dem Bilde Goethes wird nichts genommen und nichts hinzugefügt, und doch wehrt sich etwas in uns dagegen, Goethe — und nicht nur ihn — als Romanfigur

wieder zu treffen. Seit dem unsterblichen, legendenbildenden „Schwammel“ sind wir mit Recht gegen solche Versuche der Popularisierung mißtrauisch und vielleicht auch überempfindlich geworden.

✱

Wir versprochen Helden, Narren und Liebende; Helden, laute und leise; Liebende, große, Gottes erkorene, wahn- sinnengeschlagene Liebende und stille, selige Liebhaber, sind wir nicht schuldig geblieben; es ist Zeit, daß Narren ihr Lächeln erglänzen lassen.

Von eben demselben Otto Erich Kiesel, der den harten, aber großen Roman vom Kriegsdienst der deutschen Frauen schrieb, liegt ein kleines, schmales Eulenspiegelbuch mit Zeichnungen von D. Rodewald vor: Kiesel, „Unterwegs nach Mölln“ (Broschek & Co., Hamburg. 1935. 154 S.). Des ewigen Landfahrers, Unruhebringers, Schelmen und großen Versöhnlers Lili Eulenspiegels letzte Wegstrecke nach Mölln, da er im Jahre 1350 in die Unsterblichkeit einging, erstet in diesem Buch, das ein Buch voll tiefer, köstlicher Lebensweisheit, eine Dichtung voll des großen, befreienden, gelassenen Lächelns ist — und darum ist es so recht eigentlich ein Buch für den unheilbaren Büchernarren — in einer neuen, eigenwilligen, jedoch großartigen, ja, wesensverwandten Chan. Aus dem Landstörzer und Narren ist der Weise geworden; der Mann, der das salomonische „Wo viel Wissen ist, da ist viel Grämens“ in das versöhnlichere, tröstlichere „Wo viel Weisheit ist, da ist viel Lächelns“ wandelt; der mit dieser Weisheit, der schmerzlich-süßen Frucht einer langen, unruhigen Wanderung, vieler, vieler Erfahrungen und Erkenntnisse wider die Trägheit der Herzen angeht, weil es nützt, heiß oder kalt zu sein, nicht aber lau und träge.

Der begeisterte Rezensent wünscht sich, dieses Buch heimlicherweise allen denen auf den Nachttisch, in den Nätkorb oder sonstwie immer griffbereit legen zu können, die ihm nahestehen und die ihn angehen; denen und allen, die ihn lesen.

E. K. Wiechmann.

Weihnachtsbüchertisch

Jugendbücher

Besonders stattlich ist wiederum die Reihe des Verlages R. Thienemann, Stuttgart. Hier wird mit lebendigem Verständnis den Kindern gerade das geboten, an dem sie, der Entwicklung ihres Volkes folgend, besonderes Interesse nehmen. Für die Kleineren ist ein lustiges Märchen mit Bildern von Marianne Schneegans erschienen „Schlumm fliegt nach Amerika“ (3,20 RM.) von Paul Kettel, in dem der Flug eines Zwergenkindes übers Meer mit erschütterlichen, aber glücklich ausgehenden Abenteuern geschildert wird. Ebenso zu empfehlen ist das Märchenbuch von Wilhelm Matthiessen „Hinter den sieben Bergen“ (4,20 RM.), das Elfe Wenz Victor in bekannter Meisterschaft illustrierte. Matthiessen hat schon früher bewiesen, wie bunt seine Phantasie ist. Hier hält er sie für die Kinder in Zucht, und so entsteht eine schöne Mischung von sachlichem Alltag und bunten Hintergründen. In die germanische Vorzeit führt Leopold Weber mit seinem Buche „Gisli der Waldgänger“ (2,40 RM.), einem friedlos Geächzten, in dem die heroische Haltung der Vorzeit zu einem den Kindern verständlichen Ausdruck kommt. — Gleichfalls in der germanischen Frühzeit spielt Kurt Pastenacis Erzählung „Der goldene Fisch“, mit Bildern von Max Bernuth (2,40 RM.) Sie knüpft an einen Fund in der Form des Fisches aus persischem Gold an und versteht, in sehr spannender Form die germanische Vorzeit bildhaft lebendig werden zu lassen. — In die späte Bronzezeit setzt Karl Keller-Tarnuzzer seine Erzählung „Die Infelleute vom Bodensee“ (2,40 RM.) und Werner Chomton, der selbst sein Buch illustrierte, erzählt aus Leben und Kämpfen Heinrichs des Löwen: „Heinrich der Löwe“ (4,20 RM.). — Dann geht es in unsere Tage mit den beiden Büchern von Arno Lenß „Stenermann Klaus Voss“ (2,40 RM.) und „Klaus Voss, der Minensucher“ (2,40 RM.), beide illustriert von Werner Chomton.

Im ersten Buch wird der seemännische Werdegang von Klaus Voss geschildert, der ihn über alle Meere trägt, im zweiten Klaus Voss' Teilnahme am Weltkrieg, beginnend mit dem ersten Kreuzzuge, dann in Flandern bei den Minensuchern, im Schützengraben und endlich wieder bei einer Minensuchflottille in der Nordsee. Das ist gesunde Kost und bringt auch in dieser Form den Jungen das innere Verständnis für die Leistungen unserer Seeleute im Kriege. In seinem Buche „Buschkampf in Ostafrika“ schildert Otto Penzel, unterstützt durch Bilder von Heinrich Eigenriß (2,40 RM.), das tapfere Ringen deutscher Kolonisten in Deutsch-Ostafrika, die bei Beginn des Weltkrieges unter die Fahnen eilten. In volksdeutsche Zusammenhänge mündet Ina Jens Buch ein, illustriert von W. Widmann „Ein deutscher Junge erlebt Chile“ (3,80 RM.). Der Überblick zeigt, daß der Verlag mit Verständnis dem erwachten Interesse der deutschen Jugend an dem Erleben des eignen Volkes von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart Rechnung trägt.

✱

Sehr zu empfehlen, weil es sowohl außerordentlich lebendig geschrieben wie in seinem sittlichen Gehalt vollgewichtig ist, ist Henriette Fernholzs Buch „Klassenkameraden“ (Freiburg, Herder 1935. 200 S., 3,80 RM.). Henriette Fernholz ist in der Jugendliteratur keine Unbekannte mehr. Ihr Buch „Bedrängte Jugend“ hatte einen vollbegründeten Erfolg. Hier schildert sie die Wege von sieben jungen Klassenkameraden, die sich nach echter Kinderart zu einer fürs Leben geltenden Kameradschaft in Übermut und Unart zusammenraufen, bis ein erster Konflikt mit der Schulleitung sie zu einer neuen Ordnung ihres gegenseitigen Verhältnisses bringt. So erwächst aus naturgegebenen Schwierigkeiten die Grundlage einer Lebensfreundschaft, die auch im Kriege sich bewährt und alle weiteren Lebensstürme in sicherer Verbundenheit überdauert.

Romane und Novellen

Es ist sehr viel, wenn man aus der Bücherflut, die auf den Weihnachtsmarkt drängt, gleich zwei Romane mit rückhaltloser Empfehlung herausheben kann. Das sind Edzard H. Schapers neuer Roman „Die sterbende Kirche“ (Leipzig, Inselverlag, 401 S.) und Martin Luserke „Hasko“. Ein Wassergewissenroman (Potsdam, Ludwig Voggenreiter 1935, 430 S.). Schaper, dessen erste Schritte wir in der „Deutschen Rundschau“ begleiten konnten, zeigt in seinem Roman, daß er in das Stadium der Reife eingetreten ist, das sich auch an die größten Aufgaben wagen darf. Der Roman schildert an dem Schicksal einer verfallenden Kirche der russischen Orthodogie in einem der Randstaaten und dem Schicksal der in ihr und um sie lebenden Menschen den Verfall und Untergang der russischen Kirche in ihrem bisherigen Bestand und Gehalt. Der Vater Seraphim, der aus der russischen Revolution nichts als das Leben rettete, wird ihr Betreuer; sein jüngster Sohn, den seine Frau, die er nicht wiedersehen sollte, fern von ihm gebär, verunglückt tödlich in der Kirche, als er in unerlöstem und unklarem Drange, die Kirche zu retten, eine heroische Wahnsinnsat begibt. Sein älterer Sohn kehrt zu ihm zurück, ohne daß der Vater ahnt, hier einem Agenten der GPU. gegenüberzustehen. Wegen dieser gefährlichen Verbindung wird der Alte ins Gefängnis geworfen. Nach seiner Befreiung bricht beim Ostergottesdienst, dem höchsten Feste der rechtgläubigen Kirche, die Kirchenkuppel über der Gemeinde zusammen und begräbt den alten Priester unter ihren Trümmern. Dieser Einsturz des kirchlichen Gebäudes ist Symbol für die innere Zerbrochenheit und Morscheit der alten Kirche, denn so wie bisher kann sie nicht mehr sein. Und ob sie den Weg in Verbindung mit den Kirchen anderer Konfessionen zu künftigem, wahrhaft christlichem Bestehen findet, bleibt offen. Schaper sind hier Personen gelungen, die alle wie aus einem Guß sind und deren jede ihre Sonderzüge trägt. Wundervoll ist die Figur des Vater

Seraphim, ganz reine Güte und Liebe. Seine beiden Söhne haben ebenso ihr klares Profil wie die armen russischen Bauern und Fischer, welche die Kirche zu betreuen hat. Daneben steht der Diakon und Helfer des Vaters Seraphim, der als früherer russischer Offizier mit dem gleichen Fanatismus wie als Soldat, aber schon im Kern gebrochen, körperlich wie seelisch, sich seiner Aufgaben widmet. Prachtvoll ist die Figur des alten dänischen Kapitäns, der nach vielen Seefahrten im Baltikum sitzen blieb und in rührender Weise, aufopfernd und in echter Güte, zu helfen und die verwirrten Fäden mit ungelassenen Fingern zu entwirren sucht. Ihm kommt eine Nichte ins Haus, die kleine Ljusia, die schon ganz im Grundsatz der bolschewistischen Erziehungskünste ohne Gottesglauben, ja in Feindschaft gegen alles, was mit echtem Glauben zusammenhängt, aufgewachsen ist und zunächst einmal völlig verständnislos, ja in gehässiger Ablehnung alle dem gegenübertritt, was für ihre neue Umgebung bedeutsam ist. Mit feinstem Finger knüpft und löst Schaper hier die Fäden, und gerade die Darstellung der inneren Entwicklung dieser kleinen Heidin und ihre Wandlung zum reinen Gottesglauben beweist eine überraschende Meistererschaft. Das Buch ist über dem fesselnden Stoff hinaus, dessen Problematik des Zusammenschlusses aller derer, die in irgendeiner Bekenntnisform auf christlichem Boden stehen, ganz zeitnah ist, zuchtvoll in der Erzählung und der Gewähltheit der Worte. Schaper weiß sowohl in Zuständlichkeiten äußerer wie seelischer Art zu verweilen, wie auch mit großer innerer Dynamik die verschiedenen dramatischen Höhepunkte festzuhalten, an denen das Buch reich ist. Und vor allem: er weiß um das Wesen und den letzten Kern jeder Religion.

Martin Luserkes Wassergewissenroman spielt in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts und schildert mit der Sachkundigkeit des Meeranwohners die wilden Fahrten und Kämpfe der Wassergewissen gegen die Blutherrschaft der Spanier und der auf ihrer Seite stehenden Niederländer. Das Ganze ist ein

hohes Lied auf den Wagemut und die Baghalsigkeit echten Seefahrer- und Mannestums. Hier ist nichts von falscher Weichheit und unechtem Gemüt, trotzdem gerade die Verhaltenheiten seemannischen und männlichen Gemütslebens voll zu ihrem Rechte kommen in der scheuen Freundschaft und todesbereiten Kameradschaft dieser wilden Männer. Aber hier ist noch sehr viel mehr. Lufkes Hasko ist ein deutscher Junge, der bei einem Aberfall auf Juit mit den Wassergeusen geht. Er erkennt als einziger fast neben dem großen Führer den welthistorischen Augenblick, in dem damals Deutschland stand und den es versäumte in Kleinmut und auch Feigheit: daß nämlich Deutschland sich nicht entschlossen mit seiner ganzen Seemacht auf die Seite der unterdrückten Niederländer stellte und sich den Platz auf See errang, den damals Spanien bald räumen sollte und Holland und England übernahmen. So ist auch dies ein Buch der ewigen deutschen Problematik. Die Kämpfe zu Wasser und zu Lande in all ihrer Wildheit und Grausamkeit sind meisterhaft und spannend erzählt. Wie eine seltene Blume von unendlicher Schönheit blüht in all diesem Rausch von wilder Seefahrt, Blut und Rohheit die Liebe zwischen Hasko und einem Inselmädchen, die er bald an den unerbittlichen Tod in der großen Sturmflut verlieren muß. Lufke gibt einen kurzen geschichtlichen Anhang. Das könnte stören, tut es aber in diesem Falle nicht, sondern unterstreicht nur die gewaltigen und bedeutsamen Hintergründe, vor denen sich das wilde und bunte Spiel abrollt. Sehr hübsch ist der Gedanke, daß in den Umschlagseiten Karten und Pläne gegeben sind, auf denen man die geschilderten See- und Landschlachten verfolgen kann. Es ist ein Buch heroischer Haltung und voll von Männlichkeit.

Ins Grenzlandschicksal führt der Roman von Ingeborg Andresen „Die Stadt auf der Brücke“ (Braunschweig, Georg Westermann 1935, 238 S.). Er spielt im abgetretenen Nord-schleswig und schildert aus eigenem Erleben, großem volksdeutschem Verant-

wortungsgefühl und in starkem innerem Beteiligtsein das Ringen der von den Reichsgrenzen ausgeschlossenen Deutschen in Nordschleswig um ihre innere und äußere Haltung. Die Fäden laufen auch südlich der Grenze und bis nach Berlin. Ingeborg Andresen hat es verstanden, hier ein deutsches Grenzlandschicksal ins Allgemeingültige zu erheben. Dieser Roman ist kein Schlüsselroman, denn solche Gestalten bester deutscher Art und seelischer Haltbarkeit neben schwankenden und zweifelhaften und auch verderblichen Überläufern und Geschäftemachern mit deutschem Schicksal gab und gibt es in jedem Grenzland. Das Bild wäre unvollständig, wenn die Unerfreulichkeiten verschwiegen geblieben wären. So wollen gerade wir in der „Deutschen Rundschau“ dieses Buch begrüßen, das besser als viele geschickte Leitartikel dem Binnen-deutschen Grenzland – und aus-land-deutsches Schicksal mit seiner Unerbittlichkeit, für die es nur die Lösung des Charakters gibt, vor Augen führt. Das Buch ist sehr gut und lesbar geschrieben.

Walter v. MoLos Friedrich List-Roman „Ein Deutscher ohne Deutsch-land“ ist als Jubiläumsausgabe zur Hundertjahrfeier der deutschen Eisenbahn zum billigen Preise von 3,75 RM. erschienen (Berlin 1935. Holte & Co., 552 S.). Unsere Leser brauchen wir über die Qualitäten dieses Romans nicht mehr zu unterrichten; es genügt der Hinweis, daß er nun in einer Jubiläumsausgabe vorliegt.

Paul Oskar Höcker hat den deutschen Lesern zu seinem 70. Geburtstag, den er im Dezember begeht, ein wunderhübsches Geschenk gemacht „Die reizendste Frau außer Johanna“ (Berlin, Scherl 1935, 254 S., 3,80 RM.). Das Zitat, das zum Titel gewählt wurde, stammt aus einem Briefe Bismarcks und kennzeichnet die Fürstin Cathérine Dolow, die er erstmalig in Petersburg und zum anderenmal in Biarritz sah. In einer Zeit starker seelischer Depression wirkte die ungewöhnlich reizvolle und anmutige Erscheinung der klugen Fürstin faszinierend auf ihn. Er vergift über dem anregenden Verkehr

mit dem Fürstenpaar die Politik und seinen Ärger. Der Dienstfeilige nimmt, um diesen Aufenthalt zu verlängern, eine Verspätung von elf Tagen auf sich, bis er auf seinen Posten als Gesandter nach Paris zurückkehrt. Von dort führt ihn unmittelbar sein Weg auf den Sessel des Ministerpräsidenten in Berlin. Paul Döcker Höcker erzählt in bekannter Meisterschaft von dieser Begegnung zwischen den beiden seltenen Menschen und das ganze Schicksal dieser schönen geistvollen Frau, das bei allem äußeren Glanze schwer war, ersteht in einem packenden Bilde.

Ernst Zahn legt einen neuen Roman vor „Der Weg heraus“ (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt 1935, 368 S., 5,25 RM.), in dem er den Weg aufwärts, abwärts und wieder aufwärts eines jungen Schweizers, dessen Vater ein berühmter Bergführer war, den es aber zunächst wegtreibt in die buntere und mehr Verdienst versprechende Welt des internationalen Hotellesbens, schildert. Ein Blutserbteil der Mutter hat die Unruhe in ihn hineingetragen. Er versteht, sich bald seinen Platz zu schaffen, aber hält sich, nur geleitet von dem Streben nach Erfolg, nicht frei von Schuld. So kehrt er als ein Geschlagener zurück, aber aus innerer Kraft und gestützt auf die Heimaterde findet er nun den wahren Weg hinaus, der ihn auch äußerlich zu einem der tüchtigsten Bergführer der Schweiz macht. Wie Ernst Zahn seine Schweizer Landsleute darzustellen weiß, wie er sie, ihr Wesen und ihr Streben zu deuten weiß, hat er oft genug bewiesen. Auch in diesem Roman

sind alle besonderen Vorzüge seiner Art ungebrochen lebendig.

E. A. Greeven hat in einem Bände zwei Novellen vereinigt unter dem Titel „Hoffnung auf Liebe“ (Friedrichshafen 1935, 96 S., See-Verlag). Die erste dieser Novellen „Sidonie Beeskow“ ist seinerzeit erstmalig in der „Deutschen Rundschau“ erschienen. Greeven, der zu schweigen versteht und nur schreibt, wenn es ihn wirklich dazu treibt, zeigt in diesen beiden Novellen, die mit einer sehr hübschen Umschlagszeichnung von Kasia v. Szadurska versehen sind, seine ganze Eigenart: ein sehr nachdenkliches und tiefdringendes Betrachten der Welt und eine begründete Skepsis gegenüber allem Menschlichen, ohne in dieser Skepsis stecken zu bleiben, sondern mit einem Durchstoßen zu überlegenem, echtem Humor, der auch die verworrensten, schwierigsten und lächerlichsten Dinge sonderan meistert. Ihn interessieren meist etwas abseitige Menschen, wie die arme Sidonie Beeskow, eine alte Jungfer, die an einer späten, leicht komischen Liebe zerbricht. Auch der „Held“ der zweiten Novelle „Die Briefe aus Asuncion“ steht nicht fest auf seinen Beinen, da er durch ein weibliches Wesen, die einem anderen, einem Verbrecher, hörig ist, schwer aus dem Gleichgewicht gebracht wird. Ihn überfüllt die Liebe wie ein Wahnsinn, aber mit einem kräftigen „Hol sie alle der Teufel“ läßt Greeven auch dies wieder irgendwie in die Reihe kommen. Man unterhält sich gern mit diesem blüggeseiten Geiste, der gut zu erzählen weiß.

D. R.

Verzeichnis der Mitarbeiter

Wilmont Haacke, Berlin. — Paul Wiegler, Berlin. — J. R. de la Haule Marett, Oxford. — Wolfgang Goetz, Gütergos bei Stahnsdorf. — Peter Weber, Berlin. — Hans Grimm, Klosterhaus Lippoldsberg. — Joachim Günther, Hohenneuenendorf. — Edwin R. Wichmann, Bernau bei Berlin.

Alle Zusendungen werden ohne Nennung eines persönlichen Empfängers an die Schriftleitung erben. Für unverlangte Manuskripte ohne Rückporto wird keine Gewähr übernommen. Bei Anfragen ist das Rückporto beizufügen.

ns seinen früheren Sammlungen kurze Erzählungen mit neuen, bisher ungedruckten vermischt. — Endlich sind von Alara Hofer drei Novellen aufgenommen „Die hellste Nacht“ (86 Seiten 1.60 RM.). Auch sie kreisen um das Weihnachtsfest. Die eine spielt im 30jährigen Krieg, die andere im Weltkrieg, die letzte in einer Arbeiterwohnung, in der eine zum Zerbrechen reife Ehe unter der Botschaft der Liebe sich wieder zusammenfügt. D. R.

Von den Meisterfingern

In „Meyers bunten Bändchen“ behandelt Kurt Sauer „Die Meisterfinger“ Leipzig 1935, Bibliographisches Institut (G., 57 S.) Mit vie-

Das Ergebnis des



Duden= Preisausschreibens

können wir leider erst im Dezember=Heft der „Deutschen Rundschau“ bekannt geben, da die Einsendungen unsere Erwartungen weit übertroffen haben. Am 30. Sept., dem letzten Einsendungsstermin, gingen noch tausende von Lösungen ein, deren Durchsicht noch längere Zeit beansprucht. Wir danken zunächst allen Beteiligten und bitten sich noch kurze Zeit zu gedulden. Die Preisträger werden von uns brieflich benachrichtigt.

Bibliographisches Institut AG., Leipzig

len zeitgenössischen Bildern stellt Sauer die Bedeutung der Meisterfinger, die für das Gefühl des deutschen Volkes durch Richard Wagner ein für allemal festgelegt ist, ins Licht, um dann in Ausführllichkeit und Liebe bei dem Manne zu verweilen, der ja die Meisterfingerei durch seine lebendige und blutvolle, ganz persönliche Kunst befeelte und ihr erst den tieferen Sinn gab, Hans Sachs. So liegt der Schwerpunkt dieses Bändchen weniger in der Sprachpflege und den Liedern der Meisterfinger als in dem durch sie und vor allen Dingen Hans Sachs geschaffenen Beginn des deutschen Volkschauspiels. So mündet dieses Bändchen in die Gegenwart ein. D. R.

Max Hildebert Boehm

lieh soeben erscheinen:

ABC der Volkstumskunde

Der Begriffsschatz der deutschen Volkslehre für Jedermann. Von Professor Dr. M. H. Boehm

Mit der nationalsozialistischen Revolution ist im deutschen Volke elementar die Sehnsucht nach einer geschlosseneren und tieferen Erkenntnis unseres Volkstums erwacht. In ihr soll eine vertiefte Volksbildung gründen. Zur Erreichung des Hochzieles der völkischen Durchschulung aller Volksgenossen bedarf es, angesichts der lüdenhaften Ergebnisse früherer Arbeitsmethoden, in erster Linie der Bestimmung auf das Gebrauchsmaterial gültiger volkswissenschaftlicher Begriffe. Max Hildebert Boehm, Jena, der bekannte Vertreter der jungen Volkslehre, schuf mit seinem neuen Begriffswörterbuch eine grundlegende Schulungsschrift, die in klarer Form jedem die hauptsächlichsten Ausdrücke der Volkstumskunde deutet und zugleich einer völkischen Gesinnungspflege im Geiste des Dritten Reiches dienen will.

96 Seiten. 8°. Kartonierte RM. 1.40

Verlag Volk und Heimat / Potsdam

Ein zielweisendes Kolonialbuch

Soeben erschien:

Deutsch-Afrika- Ende oder Anfang?

Briefe an einen jungen Deutschen

Von

Paul Rohrbach

159 Seiten. 8°. Mit 29 Kupfertiefdruckbildern und einer Kartenskizze

Die Notwendigkeit der Wiedergewinnung des uns geraubten afrikanischen Kolonialbesitzes fordert die Wiedung eines geschlossenen kolonialen Willens in unserem Volke. Dazu wendet sich Paul Rohrbach in 28 lebensvollen Briefen, denen zwei jüngst unternommene aufschlussreiche Studienreisen durch große afrikanische Gebiete zugrunde liegen, an die junge Generation und jeden, dem eine zuverlässige kolonialpolitische Schulung unseres Nachwuchses am Herzen liegt

Kartonierte RM. 2.80 / In Leinen RM. 4.—

Verlag Volk und Heimat / Potsdam

K o n r a d S c h ü n e m a n n

Österreichs Bevölkerungspolitik unter Maria Theresia

Erschienen in den Veröffentlichungen des Instituts für Erforschung des deutschen Volkstums im Süden und Südosten in München und des Instituts für ostbayerische Heimatforschung in Passau.

Herausgegeben von Professor Karl Alexander von Müller
und Professor Dr. Heuwieser

379 Seiten · Kartoniert RM. 5.—

Nur die Kenntnis der Geschichte vermittelt die Möglichkeit, das gegenwärtige politische Geschehen richtig zu deuten. — Das unternimmt für eine der wichtigsten Fragen das Buch des Professors an der Berliner Universität Dr. Konrad Schünemann. — Auf der Grundlage eines umfangreichen, bisher nicht genutzten Archivmaterials schildert er die Bevölkerungspolitik, die die Kaiserin Maria Theresia verfolgte. Das Buch lehrt das Verständnis des sehr verwickelten Werdegangs des heutigen gesamtdeutschen Bevölkerungsbildes und des Blutaustausches der einzelnen deutschen Volksteile und Volksschichten untereinander und mit fremden Völkern. — Erst auf dieser sicheren Grundlage ist es möglich, das Bestehen deutscher Sprachinseln im Banat und in der Batschka, im heutigen Jugoslawien, Rumänien und Ungarn richtig zu verstehen. — So ist dieses Buch auch im Daseinskampf unserer Minderheiten in Osteuropa eine wichtige Quelle und für jeden in der kämpfenden volksdeutschen Arbeit Stehenden ein unentbehrliches Rüstzeug

Verlag Deutsche Rundschau G.m.b.H., Berlin

Das kluge Alphabet" abgeschlossen

„Das Kluge Alphabet“ hat mit dem D. Band, umfassend die Stichworte „Tilbe bis Zytose“ seine Vollendung erfahren. Nach allen Proben kann man ihm das Lob der Zuverlässigkeit erweisen, die um so sympathischer wirkt, als sie in besonders reizvoller und unterhaltender Weise alles das, was man wissen müßte und doch nicht weiß, zusammenfaßt. „Das Kluge Alphabet“ ist eine Gabe an das Volk, denn bei dem geringen Preise können auch die Kreise sich ein Konversationslexikon erwerben, die den großen Standardwerken mit unersättlicher Sehnsucht fern bleiben müssen. Diese schmücken zehn Ganzleinenbände (Berlin, Propyläen-Verlag, 3.—RM. der Band,) bringen über 10000 Stichworte, 5000 Bilder im Text, viele Vierfarbendrucke, Landkarten und Kunstdrucktafeln. D. R.

Zeitglöcklein und bekränzter Jahreslauf

Im Bibliographischen Institut (Leipzig) erscheinen wiederum zwei hübsche, mit trefflichen bunten Bildern geschmückte Begleiter für das Jahr. „Das Zeitglöcklein“ für 1936 und „Der bekränzte Jahreslauf“, ein festlicher Kalender für alle Zeit. Beide fußen auf Bildern eines flämischen Stundenbüchleins der Dresdner Bibliothek, beide sind fachkundig eingeleitet und erläutert von Erhart Kästner. Der Künstler des flämischen Stundenbuches, das ins 15. Jahrhundert zurückgeht, ist nicht erkannt. Sein Humor und seine handfeste Ausdrucks-



Hahn Künstlerbilder- bücher

Von wahrhaften Künstlern
des Bildes und des Wortes
geschaffen, sind die besten
Geschenke zu jeder Zeit
und bei jeder Gelegenheit

Gesamtverzeichnis
steht gern kostenlos zur Verfügung

Alfred Hahns Verlag G.m.b.H. Leipzig

Behagliches Wohnen

mit Soennecken-Kombinationsmöbeln

Schon wenige Einzel-
teile ergeben reizvolle
Zusammenstellungen,
die Raum oder Wand
ausfordern. Alle Ab-
teile sind einzeln käuf-
lich, so daß die An-
schaffung ohne große
Aufwendungen nach
und nach erfolgen kann.
Besonderliste und Vor-
schläge auf Wunsch.

Zu haben

in allen Fachgeschäften.



F. SOENNECKEN · BONN

BERLIN W 8, Taubenstraße 16/18 · LEIPZIG, Markt 1 (Altes Rathaus)

Das neue Kartenwerk zum Reisen und Plänemachen:

Meyers Haus-Atlas

170 Haupt- und Nebenkarten, Einleitung „Die Erde im Spiegel der Landkarte“ mit 51 Karten im Text, von Dr. Edgar Lehmann. Alphabetisches Register. Format 25×35 cm.



Das erste Urteil:

Der Atlas der intimen Karten: Hier geht man in den Einzelheiten der Landschaft spazieren, auf Karten, wie man sie so ins Besondere wirkend kaum anderswo findet. Man bekommt nicht nur den Überblick im Großen, vor dem das Kleine versinkt, man bekommt ebenso das Kleine, Besondere mit all seinen Wanderreizen neben die Reisereize gestellt. Hier ist Europa, hier ist Deutschland, hier Westdeutschland — hier die Rheinlande. Damit aber ist es nicht zu Ende: nun kommt der Rheingau von Mainz bis Aßmannshausen — mit aller verlockenden Herrlichkeit seiner Weinkartenreize, und man wandert von Erbach nach Kiedrich und weiter nach Eberbach, von Winkel zum Schloß Johannisberg, von Rauenthal nach Schlangenbad — alle Herrlichkeiten des Landes tauchen vor der Karte auf und reizen zu tausend Plänen und Erinnerungen. Man blättert weiter, und der Rheinlauf zwischen Bingen und Koblenz schließt sich an, die Mosel zwischen Trier und dem Deutschen Eck; der Schwarzwald folgt und der Bodensee, die Schwäbische Alb und der Thüringer Wald, der Harz und die Sächsische Schweiz und das Riesengebirge, die Oberbayrischen Seen und die deutschen Alpengebiete, die Lüneburger Heide und Mecklenburg — und alles in Karten, die beinahe noch die Fußwege enthalten. Einmal kommt Berlin: da sieht man, wie schnell die Stadt immer noch wächst: die Wirklichkeit sieht heute schon anders aus. Aber daneben steht Rügen, und das ist eine bildschöne Karte, ebenso wie die der östlichen masurischen Seen, neben denen man auch die oberländischen nicht vergessen hat.

Der Reiz dieser Sonderkarten und die Verführung, auf ihnen zu reisen, ist überraschend stark. Ein schöner Beweis für die psychologisch richtige Anlage des Bandes: er ist ausgezeichnet auf die Besitzbestie im Menschen hin angelegt — und auf die Anstachelung seiner Veränderungsinstinkte.

Das ist nämlich das zweite an diesem Atlas: daß er mehr als andere zu Reiseplänen verführt. Die Karten der Alpengebiete, der Schweiz und Österreichs sind so appetitlich verlockend, das Ergebnis kann nur heißen: auf ins Salzkammergut, auf den Säntis, zum Semmering! Zum Vorbereiten ist das Ding wie geschaffen. Die Eisenbahnen und die Autolinien sollten dem B. I. einen goldenen Ehrenkranz für diese Aufstachelung der Begierden ihrer Benutzer überreichen.

(Paul Fechter in der „Deutschen Zukunft“, Berlin)

Preis nur **12** RM in Leinen

Zu beziehen durch jede Buchhandlung

BIBLIOGRAPHISCHES INSTITUT AG. IN LEIPZIG

ng der einzelnen Monate mit ihren Aufgaben für
n Landmann und Bürger machen ihn aber bald zu
nem vertrauten Bekannten. Beide Kalender bringen
den Bildern und ihrer Deutung ein Kalendarium
d enthalten notwendige und brauchbare Sach-
gaben, so eine Tafel der beweglichen Festtage
35/46. Beide Büchlein eignen sich in ganz besonde-
m Maße zu hübschen Weihnachtsgaben. D. R.

Schlösser und Herrenhäuser

Carl v. Lortz gibt in einer Reihe „Die deutschen
Herrenhäuser“ als ersten Band heraus. „Herren-
häuser Ostpreußens“ (Königsberg, Graefe und
Pötzner, 44 Text- und 32 Bildseiten). Hier sind die
Erforschungen über Bauart und Kulturgehalt der
Landsschlösser und Gutshäuser in den deutschen Land-
schaften für Ostpreußen in vorbildlicher Weise ver-
ständlich und verarbeitet. Die sehr guten Aufnahmen
sind mit beschreibenden Verzeichnissen versehen, und
Carl v. Lortz versteht es, aus ihrer Bauart den
Kulturgehalt zu entwickeln. Im gleichen Verlag
erscheint Dora-Eleonore Behrend mit 11 Abbildungen
in der Schrift „Schlösser des Ostens“
RM. 2.—, das eine willkommene Ergänzung zu
den Herrenhäusern bietet. Behandelt sind u. a.
Schloß Finkenstein, Schlobitten, das feste Haus
in Königsberg, die Flichsburg Schönberg und viele
andere geschichtlich und kulturell bedeutsame
Schlösser im Osten. Beide Bücher mögen dazu
beitragen, das Interesse des gesamten deutschen
Volkes an seinem Osten zu vertiefen. D. R.

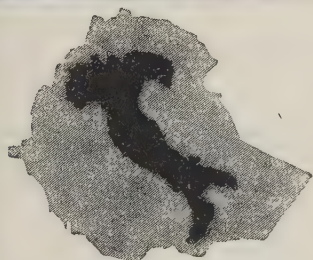
Für Menschen von Kultur —

und für Menschen, die Freude
an den Schönheiten der Welt
haben, bedeutet jedes neue
Heft der Monatsschrift

ATLANTIS

LÄNDER · VÖLKER · REISEN

ein Erlebnis. Ein Jahres-
abonnement kostet nur
15 RM. „Atlantis“ ist in allen
Buchhandlungen erhältlich.



Abyssinien

Raum als Schicksal

Von Dr. Gerhard Herrmann
Mit 4 Karten

Kartonierte RM. —,80

Warum hat der an sich unbedeutende Zusammenstoß italienischer und abessinischer Truppen
im letzten Dezember, fern in der Steppenwüste von Ogadén, an der gottverlassenen
Wasserstelle Ual-Ual, so weitreichende Folgen gehabt?

Hier finden Sie die Erklärung: In geopolitischer Betrachtungsweise wird gezeigt,
wie die Eigenart des abessinischen Raumes und seines Volkstums zusammengewirkt haben, die Unab-
hängigkeit des Landes gegenüber den eiferfüchtigen benachbarten drei Kolonialmächten durch Jahr-
zehnte zu bewahren, wie andererseits Rohstoffmangel und Bevölkerungsdruck Italien zu einer expansiven
Kolonialpolitik treiben, auf die Gefahr hin, damit in tiefen Gegensatz zu dem britischen Imperium zu ge-
raten. Denn ein italienisches Kolonialreich in Nordostafrika würde den Sudan und den Seeweg nach Indien
bedrohen und damit den Lebensnerv des Britischen Reiches. — Eine nach Ausbruch der Feindseligkeiten
besonders wichtige Betrachtung der militärischen und wehrgeopolitischen Lage beschließt das Büchlein.

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen!

Verlag von B. G. Teubner in Leipzig und Berlin



Rußland - Gestern

Sowjets - Heute

SIR SAMUEL HOARE: Das Vierte Siegel. Das Ende eines russischen Kapitels.

Meine Mission in Rußland 1916/1917. 360 Seiten, 16 Bilder, Leinen RM 8.50

Die Erinnerungen des englischen Außenministers aus der Zeit, die er in besonderer Mission in Rußland verbrachte, liegen nun auch in deutscher Sprache vor. Sein interessanter Bericht fand die besondere Beachtung der englischen Öffentlichkeit: „Es ist ein Buch von faszinierender Kraft für Alle, die die Katastrophe Rußlands zu verstehen suchen...“ „Daily Mail“. „Jedes einzelne dieser Bilder ist von wahrer Künstlerhand geschaffen, ebensosehr aber von dem scharfen Auge des politischen Forschers. Die Wirkung steigt allmählich immer mehr an. Auf die leere Bühne kommt Leben, Farbe, Bewegung... Einige dieser Bilder werden den Leser veranlassen, sein Urteil über die Hauptfiguren der Bühne zu revidieren...“ „Observer“.

Dort wo Hoares Schilderung abbricht, beginnt die Leidensgeschichte der

NATASCHA GORJANOWA: Russische Passion, Studentin, Ingenieurin, Frau im „Roten Aufbau“. 376 Seiten, Leinen RM 5.80, kartoniert RM 4.50

Als 17jährige erlebt sie die Revolution, Kampf und Untergang der alten Mächte. Die Liebe zu Heimat und Volk heißt sie bleiben, als Verwandte und Freunde mit den fliehenden Weisen die Stadt verlassen. Als Frau eines Studenten beginnt Natascha ihre Studien im Chaos des Bürgerkrieges. Ihre Ehe zerbricht, sie steht allein zwischen den roten „Eroberern“ der Wissenschaft. Durch die Heirat mit einem deutschen Ingenieur wird sie vor dem Schicksal bewahrt, Spitzeldienste für die GPU leisten zu müssen und findet in Deutschland eine neue Heimat.

Schildert uns die Gorjanowa den Beginn der Planwirtschaft, so führt uns das Sammelwerk

UDSSR - Und du Siehst die Sowjets Richtig. Herausgegeben von Dr. A. Laubenzheimer. 348 Seiten mit 102 Bildern, Leinen RM 7.50, kartoniert RM 6.50

in das Rußland, das im Zeichen der Fünfjahrespläne steht. Ingenieure und Sacharbeiter, Landwirte, ein Arzt, eine Frau und einige andere Sachkenner, die aus verschiedenen Ländern stammen, berichten als Augenzeugen über ihre Erlebnisse. Sie haben ihre Berichte durch reiches Bildmaterial ergänzt und durch zahlreiche Angaben und nachprüfbare Einzelheiten belegt. Wenn das Buch trotzdem ein einheitliches Urteil bringt, so kommt diesem ein Höchstmaß objektiven Wertes zu.

GEORG KRAWETZ: Fünf Jahre Sowjetflieger. 64 S. und 5 Bildtaf. Kart. RM 1.-

Dieses Buch eines aus Sowjetdiensten entlassenen Fliegers ist darum so interessant, weil es sich um den ungeschminkten Bericht eines jungen Menschen handelt. Krawetz ist freiwillig Sowjet-Militärflieger geworden. Er wurde mit Auszeichnung zum Offizier befördert und hielt es trotzdem im „Sowjet-Paradies“ nicht aus. Die Kluft zwischen dem Wohleben der — meist südlichen — Herrscherschicht und dem bitteren Elend der Arbeiter- und Bauernmassen machte es ihm unmöglich, auf die Dauer zu den „Ausbeutern im Weltmaßstab“ zu halten. Wir erhalten auch ausschlußreiche Einblicke in die Ausbildungsmethoden der Roten Armee.

Wozu diese Rote Armee aufgestellt, ausgerüstet und körperlich und seelisch gedrillt wird, das schildert in seinem Werk

TH. ADAMHEIT

Rote Armee, Rote Weltrevolution, Roter Imperialismus

232 Seiten mit 16 Bildtafeln, Leinen RM 6.50, kartoniert RM 5.50

Lenin, Stalin, Litwinow, Radek, Frunse, Tuchatschewskij, Woroschilow, — auf den Zeugnissen dieser, der ganzen Welt bekannten bolschewistischen Politiker — beruht diese Arbeit. Es wird bewußt darauf verzichtet, aus den politischen Tatsachen eine billige Sensation zu machen. Die Kriegsdoktrin des Kommunismus, die imperialistische Politik der UdSSR, die gewaltigen Kriegerüstungen des Rätestaates auf militärischem und wirtschaftlichem Gebiet, die Vorbereitungen der Roten Armee auf revolutionäre Angriffskriege, — das sind einige der in diesem Buch behandelten Probleme. Das hier zusammengetragene Material aus authentischen Sowjetquellen ist unentbehrlich für jeden, der an der politischen Entwicklung der Gegenwart Anteil nimmt.

NIBELUNGEN-VERLAG · BERLIN-LEIPZIG

Grotes Ausfaat-Bücher

In diesen Bändchen, gut gebunden und gut ausgestattet, zu angemessenen Preisen, die zwischen 80 RM. und 1.60 RM. schwanken, wird wirklich bestes deutsches Gut vermittelt. Wilhelm Laabas schöne Erzählung „Nach dem großen Kriege“ eröffnet die Reihe, Gustav Freussen legt mit der Schrift „Eine Keimzelle des deutschen Volkes“, die eine gekürzte Sonderausgabe der „Chronik von Barlete“ darstellt, mit guten Abbildungen geschmückt. Von Ernst Wiechert ist der Kinderkreuzzug“ aufgenommen, von Hjalmar Kuhlke „Die Söhne der Weißgerberin“, eine Erzählung, die nach dem 30jährigen Kriege spielt, Federzeichnungen von A. Paul Weber sind beigegeben. Von Ernst v. Wildenbruch ist die Geschichte aus den Christenverfolgungen „Clandiasarten“ aufgenommen worden, und endlich von Otto Bräuer eine Erzählung von den verheerenden Wirkungen und den grausigen Erlebnissen, die die Pestexpedition des Roten Kreuzes in Rußland erlebte: „Rausens schwerste Stunde“. Hier ist unmittelbar an die heutige Zeit angeknüpft. D. R.

Diesem Heft liegt eine Werbeschrift der Vereinigten Weingutbesitzer G. m. b. H., Koblenz, i. Wir weisen unsere Leser hierauf hin und bitten sie um Beachtung der außerdem beiliegenden Prospekte der Verlage F. Bruckmann AG., München 2 NW, R. Oldenbourg, München und Anton Pustet, Salzburg.

Soeben erschien:

LUDWIG ERICH SCHMITT
UND ERNST LEHMANN

Deutsche Literaturgeschichte

von den Anfängen bis zur Gegenwart

254 Textseiten und 16 Kunstdrucktafeln
Format 12×18,5 cm

„Diese kurzgefaßte und in großen Zügen alles Wesentliche behandelnde kleine Literaturgeschichte wird manchem unschätzbare Dienste leisten. Gerade junge Menschen, die sich einen Überblick über die großen Zusammenhänge der deutschen Literaturgeschichte verschaffen wollen, werden gern zu diesem Buch greifen. Man liest diesen schmalen Band mit größter Anteilnahme durch.“

Preis nur **1⁸⁰** RM. gebunden

Durch jede Buchhandlung zu beziehen

VERLAG BIBLIOGRAPHISCHES INSTITUT AG.
LEIPZIG

8

Sprachen

für

85 Pf.

bietet Ihnen
die einzigartige
moderne
Sprachen-
zeitschrift

Welt-
verkehrs-
sprachen

erlangen Sie
schon heute un-
erbindlich ein
Ansichtsheft
vom Verlag,
Leipzig C1, Post-
fach 438

„Lebensgesetze des Volkstums“

Beiträge zu ihrer Erforschung in Deutschland

Herausgegeben vom Rassenbiologischen Institut der Universität Hamburg

- Heft 1: Prof. Dr. Scheidt „Die Lebensgeschichte eines Volkes“
(Einführung in die rassenbiologische und kulturbiologische Forschung.) 48 Seiten,
5 Muster. Gr. 8^o Kartoniert 2.80 RM.
- Heft 2: Prof. Dr. Scheidt „Viehzüchter und Sennen im Voralpenland“
(Lebensgeschichte alemannischer Bauern im südlichen Allergau.) 45 Seiten,
1 Abbildung. Gr. 8^o Kartoniert 2.80 RM.
- Heft 3: Prof. Dr. Scheidt „Eine Insel deutschen Volkstums“
(Lebensgeschichte deutscher Bauernsiedler im böhmisch-mährischen Schönbengst-
gau.) 52 Seiten, 2 Karten, 19 Abbildungen. Gr. 8^o Kartoniert 3.90 RM.
- Heft 4: Prof. Dr. Scheidt „Die Zahl in der lebensgesetzlichen Forschung“
(Einführung in die Methodik.) 52 Seiten. Gr. 8^o Kartoniert 3.30 RM.
- Heft 5: Dr. Wilhelm Voß „Bauern aus den holsteinischen Elbmarschen“
67 Seiten. Gr. 8^o Kartoniert 3.90 RM.

Die Sammlung wird fortgesetzt. Verlangen Sie ausführliche Prospekte

Ferner erschien von Prof. W. Scheidt: „Biologische Psychologie“.
1. Teil. Heft 1 enthält Psychomechanik. 154 Seiten 7.50 RM.

Richard Hermes Verlag / Hamburg 13, Hochallee 40

Die unsterbliche Landschaft

Die fronten des Weltkrieges

Ein Bilderwerk, herausgegeben von Erich Otto Volkmann

Jeder Band enthält etwa 15 Seiten Text, 85 Abbildungen auf
48 Kunstdrucktafeln und 2 mehrfarbige Karten
kartoniert mit Bildumschlag 3.60 RM.

Sieben erschienen:

Der Kampfraum Verdun / Die Aisne=Champagne=front Arras=Somme=St. Quentin

Früher erschienen in gleicher Ausstattung und zu gleichem Preis:

Flandern / Von Tannenberg bis Helsingfors / Italienfront / Vogesenkrieg / Der Orient
Die serbisch-mazedonische Front / Von den Karpathen zum Kaukasus / Polen / Rumänien

Durch jede Buchhandlung zu beziehen

VERLAG BIBLIOGRAPHISCHES INSTITUT AG. / LEIPZIG

Wach- und Wahrträumen bei Gesunden und Kranken

Von Professor Dr. F. Kehrer

Direktor der psychiatrischen und Nervenkllinik der Universität Münster in Westfalen

1935. Gr.-8°. 72 Seiten. RM. 4.80

*Aus dem Reich des Zwischenbewußtseins. Über schöpferisches, künstlerisches,
erfinderisches, wissenschaftliches, religiöses Schauen und Erleben. Das „Zweite Gesicht“
in psychologischer, streng wissenschaftlicher Beleuchtung*

Vor 20 Jahren Deutsches Arzttum im Weltkrieg Erlebnisse und Berichte

1935. 8°. 185 Seiten. RM. 3.50, in Ganzleinen gebunden RM. 4.60

Zweite Folge: Von den Dardanellen zum Sues Mit Marineärzten im Weltkrieg durch die Türkei

1935. 8°. 277 Seiten. Mit 1 Übersichtskarte und 15 Abbildungen
RM. 4.80, in Ganzleinen gebunden RM. 6.—

Gesundes Leben

Von Professor Dr. Franz Kùls, Köln

1935. 8°. 203 Seiten. Mit 82 Abbildungen. In Ganzleinen gebunden RM. 4.80

Ein kleines Gesundheitsbrevier für jedermann

GEORG THIEME / VERLAG / LEIPZIG

*Das schönste Geschenk
für den Musikfreund*



MEYERS OPERNBUCH

Einführung in die Wort- und Tonkunst unserer Spielplan-Opern von
Otto Schumann. Etwa 500 Seiten mit zahlreichen Notenbeispielen.

Der erste und einzige Opernführer,
der Handlung, Musik und geistige Haltung sämtlicher Spielplan-
Opern mit Notenbeispielen darstellt und erläutert. Dazu ein lexika-
lisches Verzeichnis der Komponisten, Textdichter, sämtlicher
tragenden Rollen, der Opernfachausdrücke usw.

Preis nur 4⁸⁰ RM in Leinen

Zu beziehen durch jede Buchhandlung

VERLAG BIBLIOGRAPHISCHES INSTITUT AG., LEIPZIG